Stilistische Beiträge

zu

Friedrich Hölderlins ‚Hyperion'.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Philosophischen Fakultät

der Königlichen Universität Greifswald

vorgelegt von

Joseph Schwetje.

1911.

Druck von August Lax in Hildesheim.

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald.

Dekan: Prof. Dr. Engel.

Referent: Prof. Dr. Ehrismann.

Tag der mündlichen Prüfung:

24. Mai 1911.

Meinen lieben Eltern.

Inhaltsverzeichnis.

Citiert wurde nach der Ausgabe von

Berthold Litzmann: Hölderlins gesammelte Dichtungen. 2 Bde. Stuttgart und Berlin (Cotta) o. J.

Wir gebrauchen folgende Abkürzungen:

85_{22} = Werke, II. Teil: Hyperion Seite 85. Zeile 22.
I 85_{32} = I. Teil: Gedichte S. 85. Zeile 32.
E. 273_{1205} = Empedokles S. 273. Vers 1205.
Br. 30 = Carl C. T. Litzmann: Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Berlin 1890 S. 30.
W. A. = Goethes Werke. Weimarer Ausgabe.

Einleitung.

Wenn Hölderlin auch in weiteren Kreisen bekannt ist, so verdankt er das weniger der Kenntnis seiner Werke, als dem lebhaften Anteil, den jedermann an dem tragischen Schicksal dieses großen Dichters nimmt, der nach kurzem Glück jäh in die finstere Nacht des Wahnsinns gestürzt wurde. Aber die Dichtungen, diese herrlichen Äußerungen seines Innern, sind doch viel zu wenig bekannt. Sie erfordern eben ein ganz besonders liebevolles Einleben und Sichselbstversenken in den Stoff. Wer in den Werken unsers Dichters scharfe Charakteristiken und lebhaft fortschreitende Handlung sucht, der wird sie gar bald enttäuscht aus der Hand legen. Aber wer nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Herzen sich in die Schöpfungen dieser reinen, keuschen Jünglingsseele zu vertiefen versteht, dem lohnt es der Dichter „mit Stunden stiller und milder Schönheit“.[1]) —

Mag man unsern Dichter als Seitentrieb der Romantik,[2]) als einen Vorläufer oder Vertreter derselben auffassen, jedenfalls hat er viele Berührungspunkte mit ihr. Die traurigen sozialen und politischen Zustände, wie sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland herrschten, ließen auch ihn die Gegenwart fliehen. Seine Sehnsuchtsträume fanden aber nicht wie bei den meisten Romantikern ihre Erfüllung im deutschen Mittelalter; Hölderlin flüchtete sich in die heitere Welt der Griechen;

[1]) Octavio, Hermann Franz: Friedrich Hölderlin. = Xenien 1908/09. S. 223.

[2]) Haym, Rudolf: Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Berlin 1870. S. 289.

hier fand er die ‚schönen Seelen', die ihm als Ideal der Menschen erschienen. Aber für Hölderlin bedeutet dieses Schwärmen für das Griechentum nicht etwa nur eine zeitlich begrenzte Epoche seines dichterischen Schaffens, wie das bei Goethe und Schiller der Fall war. Ihm wird diese Vorliebe zu einem inneren Erlebnis, das sein ganzes Leben ausfüllt. Hölderlin denkt und fühlt in seinen Werken derartig als Grieche, wie es nur innerste Überzeugung ausdrücken kann. Er war, wie es in jenem berühmten Brief Schiller von Goethe sagt, auch ein „griechischer Geist", der in „diese nordische Schöpfung geworfen wurde".[1] Da der Wunsch aber niemals in Erfüllung gehen kann, bleibt dem Sänger nichts anders als die Sehnsucht, der er glühenden Ausdruck zu verleihen weiß. Voll Verzweiflung ruft er als dreiundzwanzigjähriger Jüngling aus:

„Mich verlangt ins beßre Land hinüber,
Nach Alcaeus und Anakreon,
Und ich schlief' im engen Hause lieber
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach! es sei die letzte meiner Tränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Schere tönen,
Denn mein Herz gehört den Toten an."[2]

Hier haben wir in jedem Worte den echten Hölderlin. Diese stumme Resignation ist charakteristisch für sein ganzes Leben. Er war zu fein für die Stürme dieses Lebens organisiert und flüchtete sich darum in sich selbst. So wurde er der stille, in sich gekehrte Träumer. Den einzigen Lichtblick auf dem düsteren Lebenspfade bildet das erste Jahr in Frankfurt an Diotimas Seite. Im ‚Hyperion' sagt er einmal voll tiefen Schmerzes: „O ich wär'

[1] Schiller an Goethe. 23. August 1794. (Vgl. Schillers Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. III 473).
[2] I. 135 57 ff.

ein glücklicher, ein trefflicher Mensch geworden mit ihr!"[1]) Aber das Schicksal versagte ihm das angebetete Weib, das er freudlos an der Seite eines ungeliebten Mannes sehen mußte. Goethe hatte in Charlotte von Stein die Ruhe gefunden, für Hölderlin sollte die Bekanntschaft mit Diotima „die erschütterndste Tragödie eines Künstlergemütes einleiten".[2]) Der unglückliche Dichter war eben „dazu geboren, heimatlos und ohne Ruhestätte zu sein".[3])

Natürlich bietet ein solches Dichterleben der Forschung ein dankbares Feld der Betätigung. Schwab war der Erste, der sich um unsern Dichter große Verdienste erwarb. Nach ihm hat besonders der Arzt und feinsinnige Literaturkenner Carl C. T. Litzmann[4]) das Studium Hölderlins zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Seinem Sohne Berthold Litzmann[5]) verdanken wir die beste Ausgabe der Werke Hölderlins. Neuerdings hat ebenfalls ein Arzt, Wilhelm Lange[6]) in Tübingen das Wesen unsers Dichters vom Standpunkte des Psychiaters aus einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Das Beste über Hölderlin aber scheint mir Dilthey[7]) gesagt zu haben, der mit feinstem Verständnis der Eigenart Hölderlins in seinen Einzelheiten nachzugehen versteht, und der hoffentlich bald seinem Versprechen gemäß[8]) die noch schwebenden Fragen betreffs der philosophischen Entwicklung untersuchen wird!

---

[1]) 114 23 f.

[2]) Böhm, Wilhelm: Friedrich Hölderlin. Gesammelte Werke. 3 Bde. Jena und Leipzig 1905. Einleitung zum „Hyperion" XXI.

[3]) 168 29 ff.

[4]) Litzmann, Carl C. T.: Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Berlin 1890.

[5]) Litzmann, Berthold: Hölderlins gesammelte Dichtungen. 2 Bände. Stuttgart und Berlin o. J. (= Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur).

[6]) Lange, Wilhelm: Hölderlin. Eine Pathographie. Stuttgart 1909.

[7]) Dilthey, Wilhelm: Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing — Goethe — Novalis — Hölderlin. 2. Auflage. Leipzig 1907. (3. A. 1910).

[8]) a. a. O. S. 455.

Die Arbeit am „Hyperion" füllte den größten Teil vom Schaffen unsers Dichters aus. Die einzelnen Phasen der Entwicklungsgeschichte des Romans weist Franz Zinkernagel[1]) auf Grund neu benutzten Materials im Gegensatz zu der Datierung, wie sie Berthold Litzmann[2]) gegeben, nach.

Fast alle von uns durchgesehenen Werke erwähnen wohl die Schönheit und den Wohlklang der Sprache. R. M. Meyer[3]) spricht von der „wundervollen Prosa" des Romans; Dilthey[4]) sagt: „Ein Roman, dessen Sprache dahinrollt wie ein lyrisches Gedicht." Lange[5]): „Die Prosa des Romans gehört mit zu dem Meisterhaftesten, das je von einem Deutschen geschrieben worden ist." Aber näher ist auf den Stil Hölderlins noch nicht eingegangen. Darum hofft die vorliegende Arbeit eine Lücke in der Kenntnis Hölderlins auszufüllen. Wenn irgendwo, so gilt hier das bekannte Wort Buffons: le stil c'est l'homme. „Es wird nie möglich sein, lediglich aus dem Stofflichen heraus, das Innenleben eines Künstlers zu schildern, das seine feinsten Äußerungen immer in der Form finden muß, das Wort im weitesten und höchsten Sinne genommen." [6]) Aus den Worten des Dichters psychologische Rückschlüsse auf den Charakter desselben zu machen, ist gerade bei Hölderlin so leicht und so anregend, da man fast bei jedem Satz unwillkürlich die Empfindung hat: das ist Hölderlin, so kann nur er denken und dichten. Seine Werke, besonders aber sein „Hyperion" sind Hölderlin selbst. Haym[7]) nennt den Roman „das vollkom-

[1]) Zinkernagel, Franz: Die Entwicklungsgeschichte von Hölderlins Hyperion. Straßburg 1907. = Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Heft 99.

[2]) Litzmann, Berthold: a. a. O. II. Bd. S. 77.

[3]) Meyer, Richard M.: Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. 4. Aufl. Berlin 1910. S. 21.

[4]) a. a. O. S. 380.

[5]) a a. O. S. 65.

[6]) Panzer, Friedr. im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, 1907. S. 193.

[7]) a. a. O. S. 291.

menste und reinste Selbstbekenntnis, welches vielleicht jemals ein Dichter vor der Welt abgelegt hat. Es ist in Wahrheit ein langes lyrisches Gedicht, bis in die kleinsten Teile durchdrungen von der subjektiven Empfindung, und als Ganzes, der erschöpfende Abdruck nicht dieser oder jener Stimmung, sondern des Gesamtzustandes, der Individualität und des Lebensgehaltes des Dichters." So wird es unsere Aufgabe sein, den Stil auf seine Eigenarten zu prüfen und zum Schluß eine Charakteristik des Dichters auf Grund der Stiluntersuchung zu gewinnen. Bemerkt sei gleich, daß eine Entwicklung im Stil, wie sie sich bei Goethe [1]) so schön nachweisen läßt, nicht vorhanden ist. Dazu war die Schaffensperiode unseres Dichters zeitlich zu beschränkt.

Wir haben die Arbeit betitelt: Stilistische Beiträge zu Friedrich Hölderlins „Hyperion". Es war im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, ein erschöpfendes Gesamtbild des Stiles zu geben. Es konnten nur die Haupteigenschaften des Stiles hervorgehoben werden; auf literarische Vorbilder ist im allgemeinen nicht eingegangen, zumal hier schon einige tüchtige Spezialuntersuchungen vorliegen.[2])

[1]) Vgl. Burdach, Konrad: Die Sprache des jungen Goethe. = Verhandlungen der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dessau. Leipzig 1885. S. 166—180. — Waetzholdt, St.: Zwei Goethevorträge, 1) Die Jugendsprache Goethes, 2) Goethe und die Romantik. Leipzig 1888. — Schmidt, Georg: Clavigo. Eine Studie zur Sprache des jungen Goethe. Diss. Jena. Gotha 1893. — Knauth, Paul: Goethes Sprache und Stil im Alter. Leipzig 1894. — Meyer, R. M.: Studien zu Goethes Wortgebrauch. = Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Bd. 96. 1896. S. 1—42. — Boucke, Ewald A.: Wort und Bedeutung in Goethes Sprache. Berlin 1901.

[2]) Hierher gehören: Grosch, Rudolf: Die Jugenddichtung Friedrich Hölderlins. Diss. Berlin 1899. — Bauer, Ernst: Hölderlin und Schiller. Diss. Tübingen 1908 (Borna, Leipzig). — Reuss, Theodor: Heinse und Hölderlin. Diss. Tübingen. Stuttgart 1906. Vgl. auch Zinknagel.

Erstes Kapitel.

Der bildliche Ausdruck.[1]

§ 1. Der Vergleich.[2]

Bei einer rasch fortschreitenden Handlung sind Vergleiche nur dann angebracht, wenn sie den Gedanken wirklich deutlicher machen; im übrigen aber hindern sie den Fortschritt der Handlung und werden darum gemieden. In einem lyrischen Roman dagegen, wo es wie im „Hyperion" mehr auf die Stimmung als auf die Handlung ankommt, wird der Dichter von diesem stilistischen Hilfsmittel häufiger Gebrauch machen. Bei Hölderlin fällt nun beim ersten Blick die außerordentliche Häufigkeit der Vergleiche auf; sie bildet neben dem Rhythmus und der Personifikation ein Hauptcharakteristikum, zugleich aber auch eine der Hauptschönheiten des Stils. Von den ungefähr 500 Vergleichen entfallen etwa 300 auf den „Hyperion". Bei diesem großen Bilderreichtum erinnern wir uns unwillkürlich an das Wort Goethes über Kleist, wonach dieser, wegen seiner zahlreichen und einsamen Spaziergänge getadelt, antwortete: „er sei dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd".[3]) Trotzdem aber finden sich ganz selten dieselben Gedanken wieder. Wenn Hölderlin auch selbst

---

[1]) Vgl. Blümner, Hugo: Der bildliche Ausdruck in den Briefen des Fürsten Bismarck. = Euphorion I. S. 590—603. 771—787. — Derselbe: Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten Bismarck. Leipzig 1891.

[2]) Meyer, R. M.: Stilistik. S. 139 ff. — Henkel, Hermann: Das Goethesche Gleichnis. Halle 1886. -- Minde-Pouet, Georg: H. v. Kleist. Seine Sprache und sein Stil. Weimar 1897. S. 164 ff. — Wallberg, Edgar: Hebbels Stil in seinen ersten Tragödien „Judith" und „Genoveva". Berlin 1909. S. 41 ff. (W. trennt Metapher und Vergleich nicht).

[3]) „Dichtung und Wahrheit". VII. Buch W. A. Bd. 27 S. 102 3 f.

wenig Zusammenhang mit dem lebendig pulsierenden Leben hatte, so schaute er doch mit offenen Augen um sich. Der Dichter will einen Gedanken ausdrücken, sofort drängt sich ihm eine Analogievorstellung aus der Fülle der Erscheinungswelt auf, die er nun mit dem ersten Gedanken verwebt. Wir fühlen uns von der Fülle der Bilder nicht abgestoßen, sie sind ein Teil Hölderlin; wir merken, der Dichter muß sich so ausdrücken, oder um mit Jean Paul[1]) zu sprechen: es wachsen seine Blumen von selber zu einem Kranze.

Bekanntlich kann der Vergleich einem zweifachen Zwecke dienen: einmal kann er den Gedanken durch eine Analogievorstellung verdeutlichen und vertiefen, dann aber kann er auch die poetische Stimmung heben. Welchem Zweck der Vergleich bei Hölderlin besonders dient, wird unsere Untersuchung zeigen.

A. Die Lebensgebiete der Vergleiche.

Wenn wir im folgenden die Lebensgebiete in möglichst klarer Gliederung zusammenstellen, so geschieht das, um ein ungefähres Bild von dem Reichtum und der Verschiedenheit des Vergleichs bei Hölderlin zu geben. Im allgemeinen ist auch der Vergleich in den Gedichten und im „Empedokles“ berücksichtigt worden, und es sind die betr. Belegstellen in den Fußnoten angeführt. Da mit Zahlen allein nicht gedient sein kann, sind aus jeder Gruppe die sprechendsten Beispiele angeführt, und zur weiteren Orientierung ist auf die andern Stellen durch Zahlen verwiesen.

I.
Der Mensch.

Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Somit ist es das Natürlichste, in seiner Umgebung den Mitmenschen

---

[1]) Jean Paul: Vorschule der Aesthetik § 82. (J. P.'s ausgew. Werke, Cotta, II. Bd. S. 72).

und seine Beschäftigungen zum Vergleich heranzuziehen. Mit Recht betont Elster[1]), daß jede gesunde Metapher aus dem Gedankenkreise hervorgeht, in dem ein Mensch vornehmlich zu Hause ist; „der Landmann verknüpft die Dinge vornehmlich mit dem Landleben, der Soldat mit denen seines militärischen Berufs, der Seemann mit dem Leben am Meer und auf dem Schiffe usw. Je größer der Gesichtskreis wird, um so weiter dehnen sich auch die Gebiete des metaphorischen Denkens aus.“ Da nun unser Dichter einen eigentlichen Beruf niemals gehabt hat, — die Hauslehrerstellen waren ja nur eine Flucht vor der gefürchteten Anstellung als Pfarrer —, so läßt sich auch kaum eine Vorliebe für eine bestimmte Berufssphäre in den Vergleichen nachweisen.

a) Verwandtschaft.

Seinen rechten Vater hatte Hölderlin schon mit zwei Jahren verloren, den Stiefvater mit neun Jahren. Somit ist erklärlich, wenn das Bild des Vaters für den bildlichen Ausdruck des Dichters ohne Bedeutung ist.[2]) Dagegen mußte die gute Mutter ihm alles auf der Welt ersetzen. Es ist rührend, wie der Dichter ihr in seiner kindlichen Naivität alle Sorgen seines unruhigen Herzens auch später noch offenbart, wie er nie müde wird, sie seiner Liebe zu versichern. Wir haben in Hölderlins Mutter eines der idealsten Frauenbilder, das jemals für einen Dichter Bedeutung gehabt hat. Das Bild der Mutter gebraucht er, um eine Vorstellung des höchsten Maßes der Freude zu geben: „Mich ergriff das Phantom des alten Athens, wie einer Mutter Gestalt, die aus dem Totenreiche zurückkehrt“. (137 21 f.) Ein liebliches Idyll zeichnet der Dichter in den Worten: „Wie, wenn die Mutter schmeichelnd

[1]) Elster, Ernst: Prinzipien der Literaturwissenschaft. 1. Bd. Halle 1897. S. 375.

[2]) Wir fanden nur ein Beispiel in den Gedichten. 176 84 f.

frägt, wo um sie her ihr Liebstes sei, und alle Kinder in den Schoß ihr stürzen, und das Kleinste noch die Arme aus der Wiege streckt, so flog und sprang und strebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus . . ." (105 40 ff.) Bruder: 202 33 f., 100 2 f. — Schwester: 112 3 ff., 130 15 f. — Sohn: 69 21 f.

b) Alter.

Es wurde schon erwähnt, daß im allgemeinen eine Wiederholung aus einem bestimmten Gebiet gemieden wird. Um so mehr fällt es auf, welche Fülle von Bildern und Vergleichen Hölderlin der Kinderwelt entnahm. Der psychologische Grund dafür ist bald gefunden. Der Reine fühlte sich eben von der Reinheit und Zartheit der Kinderseele angezogen. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, Hölderlin bewahrte sich sein ganzes Leben hindurch die reine, keusche Kinderseele, er blieb in seinem Innern stets ein Kind. „Kinder liebt er sehr," berichtet uns Wilhelm Waiblinger[1]), der den Dichter während der langen Krankheitsjahre beobachtete und ihm die schweren Stunden nach Möglichkeit erleichterte. Daß der Dichter sich diese Vorliebe auch in der Zeit des geistigen Todes bewahrt hatte, ist charakteristisch. Im „Hyperion"[2]) nennt er das Kind ‚ein göttlich Wesen', in dem allein Freiheit sei. Die Vergleiche dieser Art ziehen besonders — höchst charakteristisch für Hölderlin — die Ruhe und den Frieden des Kindes zur Vergleichung heran; so z. B. „ruhig und fromm wie ein Kind." (32 34) — „mit einer wunderbaren Ruhe, recht wie ein Kind." (95 26 f.) „selig ruhig, wie ein Kind." (144 6). — Daneben ist es besonders das Naive, Heitere, Fröhliche im Kinde, das

[1]) Wilhelm Waiblingers gesammelte Werke, mit des Dichters Leben von A. v. Canitz. Zweite rechtmäßige Gesamtausgabe in 8 Teilen. Hamburg 1842. Bd. III S. 221 ff. „Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn".

[2]) 70 1 ff., vgl. 69 31 ff., 70 18 ff.

zum Inhalt des Vergleichs dient. Hierher gehört z. B. „Es ist wohl uns zuliebe so! sagt' ich, ungefähr wie Kinder etwas sagen, weder im Scherze noch im Ernste.“ (113 1 f.) — „Göttliches spielt mit Göttlichem jetzt, wie Kinder unter sich spielen.“ (127 27 f.) — „wie ein Kind hab' ich unter den stillen Hügeln von Salamis gelebt, vergessen des Schicksals und der Menschen.“ (152 23 ff.) —

„Wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf.“ (I 156 51 f.)

Aus den Briefen sei eine Stelle erwähnt: „Ich habe mich gefreut wie ein Kind — daß mich nur auch jemand angeredt hat.“ (Br. 28.) [1])

Daneben verschwinden die andern Vergleiche soweit sie vom Alter des Menschen genommen sind, fast ganz. Der Vollständigkeit halber seien erwähnt: *Jüngling*: 191 23, E 297 1936 ff. — *Knabe*: I 195 5a — *Mann*: I 222 122 f. — *Greis*: I 90 6 f. I 133 29 ff. —

c) Stand und Berufsleben.

Hier ist ein Überwiegen eines bestimmten Standes oder Berufes nicht festzustellen. Einige Vergleiche sind der Tätigkeit des *Landmanns* entnommen: „Ich stand nun über den Trümmern von Athen, wie der Ackersmann auf dem Brachfeld“ (142 38 f.) Als Hyperion in den Kreis von Alabandas Freunden eintritt und diese nach ihrer Beschäftigung fragt, da erhält er eine Antwort, in der sämtliche Bilder von der Tätigkeit des Landmanns genommen sind. Wie der Landmann sind sie da, daß sie „die Steine vom Acker lesen, und die harten Erdenklöße mit dem Karst zerschlagen, und Furchen graben mit dem Pflug, und das

[1]) Vgl. außerdem: 34 12 f, 59 5., 92 38 ff., 96 5, 105 1, 107 27, 113 1 f., 119 31, 123 28, 127 27 f., 129 20 f., 130 9 f., 137 36 ff., 152 23 ff., 195 19 f. — I. 161 10a f., 178 150 f., 188 28 ff., 194 11 f., 207 59, 211 63, 239 19 f.

Unkraut an der Wurzel fassen, an der Wurzel es durchschneiden, samt der Wurzel es ausreißen, daß es verdorre im Sonnenbrande." Und nun bleibt der Dichter in demselben Bilde, indem er fortfährt: „Nicht, daß wir ernten möchten," fiel ein anderer ein; „uns kommt der Lohn zu spät; uns reift die Ernte nicht mehr." (91 22 ff.) vgl. 74 16 f. 138 25 ff. — Die Hilflosigkeit des **Bettlers** gibt ihm den Inhalt zu den Bildern: „Ich war wie ein Bettler, den der Reiche von seiner Türe stieß und der nun heimkehrt in seine Hütte . ." (46 16 ff.) „Wie ein Bettler hab' ich den Nacken gesenkt . ." (174 2 f.) vgl. 156 32 f., 171 27 f. [1]) — Um das Gedankenlose, Niedrige und Gemeine besser hervortreten zu lassen, gebraucht er einige sehr passende Vergleiche aus der Sphäre der **Diener** und **Knechte**, so z. B. „Verstand ist ohne Geistesschönheit, wie ein dienstbarer Geselle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist . ." (136 15 ff.) — „Der eine witzelte, wie ein Bootsknecht." (81 5 f.) — „Ruhmlos, wie der ärmste Knecht" (167 19 f.) — „Vernunft ist ohne Geistes- ohne Herzensschönheit, wie ein **Treiber**, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß so wenig, als die Knechte, was aus all der unendlichen Arbeit werden soll . ." (136 23 ff.) vgl. 170 8 f., 178 39 f. [2]) — „Mein Alabanda blüht wie ein **Bräutigam**" (163 23) — „ . . . so kehrten sie wie **Diebe** den Rücken" (80 40 f) — Das Leben hat zur Folge den Tod, „wie der **Feldherr** einst die gefangenen Könige mit sich geführt." (194 2 ff.) — Der Frühling hat neues Leben in Hyperion erweckt, er hofft, daß es sich nun doch noch mit ihm bessern könne; aber vergebens, „das war vorübergegangen wie der Schatten

[1]) Vgl. E. 273 1203 f.

[2]) Das Drama ‚Empedokles' weist einige sehr glückliche Beispiele auf: „ . . daß sie dir Die Himmlischen wie blöde **Knechte** dienten" (252 673 f.). „Seellos, wie die **Knechte**, wandelt' ich In Nacht und Schmach vor euch . . " (297 1939 f.). „Und dennoch willst du, daß ich **Knechten** gleich, Den Tag der Unehr' überlebe?" (302 2128 f.).

einer Geliebten." (48 2 f.) — Ganz charakteristisch für das Aufgehen Hölderlins in der antiken Griechenwelt ist das Bild, das er von der Geliebten entwirft; sie soll das Höchste und Schönste darstellen: „Hold und heilig, wie eine Priesterin der Liebe, stand sie da vor mir, wie aus Licht und Duft gewebt, so geistig und so zart" (23 34 ff.), vgl. 49 3 f. — Sonstige Vergleiche aus dem Standes- und Berufsleben sind: Arbeiter: 69 28 ff. — Despot: 135 26 ff. — Eroberer: 157 30 f. — Fechter: 140 41 f. — Harfenspieler: 193 37 f. — Herold: 164 21 f. — Hirtenknabe: 154 21 — Rebell: 167 20 f. — Schuldner: 164 36 ff. — Schwimmer: 120 23 f.[1] — Verbrecher: 147 14 — Waise: 155 29 f. —

d) Sonstige Vergleiche, die vom Menschen genommen sind oder in Beziehung zu ihm stehen.

Verhältnismäßig viel Vergleiche sind dem Tode entnommen: „ich hasse sie, wie den Tod" (21 11 f.). 183 36 „. . im Gedächtnis, wie ein Totenbild" (74 4 f.). — „Wie ein Sterbender den fliehenden Atem, hielt ihn (Adamas) meine Seele" (76 6 f.). — „Ich sahe der schwindenden Jugend nach, wie man der Leiche eines Kinderlosen nachsieht," (19 38 f.) d. h. ohne Bedauern, vgl. 42 33 ff., 183 36 f., 202 26 f. — Als Hyperion beim Verlassen von Smyrna aufs hohe Meer kommt, da vergleicht er das allmähliche Verschwinden des Landes am Horizont mit dem Herabsinken eines Sarges ins Grab! (95 32 f.) vgl. 67 20 ff. — „Zur Linken stürzt' und jauchzte, wie ein Riese, der Strom in die Wälder hinab." (79 31 f.) — „Ich kam von Smyrna zurück, wie ein Trunkener vom Gastmahl." (80 6 f.) vgl. 119 5 f. 186 8[2]) — „Wie eine Binde fällt's von meinen Augen." (174 10 f.) — „Unsere Seele, wenn sie die sterblichen Erfahrungen ablegt . . ., ist sie nicht . . . wie ein Haupt

[1]) Vgl. I. 226 291 f., 240 9 ff.
[2]) Ebenso I. 119 49, 217 74, E 265 995.

ohne Locken?“ (152 19 ff.) — Fremdling: 200 16 f. — Freund: 100 24 f. — Fündling: 140 7 f. — Kranker: 168 26 f., 202 9 f. — Lahmer: 119 26 ff. — Laie: 177 25 f. — Pöbel: 156 41 f. — Schmachtender: 70 28 f. — Gewand: 127 7 f.[1]) — Schlaf: 153 4. — Speise: 105 7 ff. — Traum: 112 30, 178 10 f.[2]) — Wimper: 116 16 f.

II.
Die Natur.

Viel zahlreicher und zum großen Teil auch viel schärfer gesehen, sind die Vergleiche, die der Dichter aus der Natur genommen hat. Die Natur war Hölderlin eben viel bekannter und vertrauter als die Menschen. Bemerkenswert ist hier eine Beobachtung, die Waiblinger in seinem Verkehr mit dem kranken Dichter machte. Während der Kranke in den langen Jahren des Wahnsinns nur ganz selten einen klaren Gedanken zu fassen vermochte, übte die Natur auf seinen Verstand die heilsamste Wirkung aus. „Naturerscheinungen sind ihm noch vollkommen klar. Es ist ein großer erhebender Gedanke, daß die heilige, alllebendige Mutter Natur, die Hölderlin in seiner gesundesten, schwungvollsten, frischesten Poesie feierte, auch da, wo ihm die Welt des bloßen Gedankens in einem unseligen Wirrwarr unterging, und es ihm nicht mehr gegeben war, etwas rein Abgezogenes consequent zu verfolgen, noch von ihm verstanden wird.“ [3]) Nicht die Menschen, sondern die Natur ist der Ruhepunkt für das Menschenherz. „Ja, vergiß nur, daß es Menschen gibt, darbendes, angefochtenes, tausendfach geärgertes Herz! und kehre wieder dahin, wo du ausgingst, in die Arme der Natur, der wandellosen, stillen und schönen.“ [4]) Diese Liebe spricht sich aus in den verschiedensten und

[1]) Vgl. I 158 16.
[2]) Vgl. I 98 47, 134 13 f., 209 103.
[3]) Waiblinger, a. a. O. III. S. 253.
[4]) 67 33 ff.

doch zum Teil so scharf gesehenen Vergleichen aus allen Gebieten der Natur, der Tier- und Pflanzenwelt, der organischen wie auch der anorganischen Natur.

a) Tierleben.

Nachdem Hyperion die Freundschaft verloren, ersteht ihm ein neuer Himmel in der Liebe. Diotima ersetzt ihm jetzt seinen Alabanda. Er vergleicht sich mit einem Adler, der mit verwundeten Fittichen an den Erdboden gefesselt ist, aber bald ist die Wunde geheilt und jubelnd erhebt er sich wieder in die Lüfte. (119 11 f.) vgl. 104 19 f., 110 29 f, 153 11 f., 170 11 f.[1]) — In Diotima hat Hyperion Ersatz für alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menschen gefunden; die Quelle der Schönheit schien ihm versiegt zu sein, „der Himmel ist ausgestorben, entvölkert, und die Erde, die . . ., ist fast wie ein Ameisenhaufe geworden." (140 26 ff.) — „Wie die Biene unter Blumen, fliegt meine Seele oft hin und her zwischen den Meeren." (67 3 f.) vgl. 116 30 f., 160 37 ff. — „Wenn . . . unsere zornigen Schiffe die See durchwühlten, wie der Zahn des Ebers die Erd'." (182 42 f.) — „Glücklich, wie die Fische des Ozeans." (77 3 f.) — „Ich liebte meine Heroen, wie eine Fliege das Licht." (77 35) vgl. 129 2 f. — Hyperion hat sich nach seiner plötzlichen Trennung von Alabanda von aller Welt abgeschlossen. Aber der Frühling treibt ihn wieder hinaus unter die Menschen. „Wie hatten sie ihren Scherz daran, daß den Hirsch des Waldes der Hunger trieb, in ihren Hühnerhof zu laufen." (100 38 f.) — „Wie ein blutender Hirsch in den Strom, stürzt' ich oft mitten hinein in den Wirbel der Freude." (77 37 f.) vgl. 130 24 f. — Ganz Europa hat mit geholfen, um die Trümmer des heiligen Athens zu rauben; aber die Räuber haben ja kein Verständnis von den Kunstschätzen, meint Hyperion voll Bitterkeit, sie „haben die edlen Gestalten nicht wenig

[1]) Vgl. I 47 60 ff., 83 9 ff., 139 37 f., 157 9, 180 102 ff.

geschätzt, der Seltenheit wegen, wie man Papageien und Affen schätzt.“ (138 31 ff) — Die Kunstschätze mögen die Fremden sich aneignen; der herrliche Geist der Griechen mangelt ihnen dennoch, denn der war „untergegangen, noch ehe die Zerstörer . . kamen. Erst, wenn die Häuser und Tempel ausgestorben, wagen sich die wilden Tiere in die Tore und Gassen.“ (139 38 ff.) „Wo ich wie ein Reh, . . die Thäler und Höhen hatte durchstreift.“ (95 38 f.) — „Wie ein scheuer Vogel irrte mein Blick.“ (191 10). — „Wie ein Vogel vom Gipfel der Ceder, blickt man in die Tiefen hinab.“ (104 37 f.) vgl. 97 23 f, 144 15 ff., 166 31 f.[1]) — Aus der Tierwelt nahm der Dichter außerdem noch folgende Vergleiche: Geflügel: 170 9 f. — Habicht: 90 33 f. — Kranich: 75 19 — Lamm: 44 37 ff.[2]) — Löwe: 137 23 ff.[3]) — Nachtigall: 201 37 f.[4]) — Schlange: 92 41 ff.[5]) — Schmetterling: 77 32, 140 14 f. — Schwalbe: 111 25 f., 124 36 f. — Taube: 188 34. — Tier: 32 26 f., 186 35 f. — Wolf: 95 12 f.[6])

b) Pflanzenleben.

Hier sucht der Dichter vor allem unter seinen Vertrauten, den Blumen und Bäumen, nach Parallelerscheinungen. Diotimas Herz ist unter den Blumen zu Hause, „als wär' es eine von ihnen“ (111 32 f.). Dasselbe Bild findet sich noch 139 40 f. und 190 27 ff. „Der Frühling, als er um Athen her blühte, war wie eine bescheidene Blume an der Jungfrau Busen“ (137 32 ff.). „Wie Blumen aus der dunklen Erde, sproßten Sterne aus dem Schoße

---

1) Vgl. I 223 164 ff.
2) Vgl. I 35 3 f.
3) Vgl. I 139 89 f.
4) Vgl. I 176 89 f.
5) Vgl. E. 220 67 ff.
6) Die Stelle aus dem Jugendgedicht: Die Meinige: V. 13 f. „Bin ich gleich vor dir ein Wurm, ein Sünder — Floß ja auch für mich das Blut von Golgatha,“ erinnert an Psalm 22 7 „Ich aber bin ein Wurm . . . “.

der Nacht" (175 1 ff.) vgl. 116 18 ff., 159 9.[1]) — Hyperion ist auf dem Wege zu Diotima; die Sehnsucht treibt ihn immer schneller vorwärts, aber es ist ihm, als habe er Blei an den Füßen. Der Körper ist noch weit von der Geliebten, der Geist dagegen weilt schon längst bei ihr. Dann knüpft der Dichter an diese Schilderung den sehr poetischen Vergleich: „Im Morgenlichte spielte der Gipfel des Baums, indes die untern Zweige noch die kalte Dämmerung fühlten" (125 40 ff.). — „Wir fühlten uns erleichtert wie die Bäume, wenn ihnen der Sommerwind die fruchtbaren Äste schüttelt" (109 32 ff.). — ‚„Die verwaisten Säulen standen vor uns, wie die nackten Stämme eines Waldes, der am Abend noch grünte, und des Nachts drauf in Feuer aufging" (138 18 ff.) vgl. 86 27 ff., 101 32 f., 131 14 ff., 133 18 ff., 138 42 f., 152 19 ff., 159 38 ff. — „Hohe Worte, wenn sie nicht in hohen Herzen wiedertönen, sind wie ein sterbend Blatt, das in den Kot herunterrauscht" (86 17 ff.) vgl. 107 31 f. — Die heiligen Tage der Jugend, „wo unser Herz zum ersten Mal die Schwingen übt", vergleicht der Dichter mit einer jungen Pflanze, „wenn sie der Morgensonne sich aufschließt, und die kleinen Arme dem unendlichen Himmel entgegenstreckt" (70 18 ff.) vgl. 18 36 f., 37 10 f., 73 1 ff., 157 14 f. — Die Worte Hyperions: „Ich war aufgewachsen wie eine Rebe ohne Stab, und die wilden Ranken breiteten richtungslos über den Boden sich aus" (72 21 ff.) passen Wort für Wort auf die Jugendzeit unseres Dichters. Auch ihm hatte ja der Stab, an dem er sich hätte aufrichten können, gefehlt. Daher das Richtungslose, Unbestimmte in seinem ganzen Leben![2]) — Wir werden nachher bei der Betrachtung der Form des Vergleiches noch die Ausführlichkeit zu erwähnen haben. Wie genau der Dichter die einzelnen Details hervorhebt, zeigt folgendes Beispiel: Der alte Sonnengott „lächelt'

[1]) Vgl. I. 189 56 f., 232 29 f., 233 21, E. 288 1654 ff., 294 1853 ff.
[2]) Vgl. I 158 37 ff.

herab auf sein verödet Land, auf seine Tempel, seine Säulen, die das Schicksal vor ihm hingeworfen hatte, wie die dürren Rosenblätter, die im Vorübergehen ein Kind gedankenlos vom Strauche riß und auf die Erde säete." (74 40 ff.) vgl. 109 38 ff. — Weiter finden sich hierher gehörende Vergleiche: Gras: 179 1 f.[1]) — Holzapfel: 89 9 f. — Frucht: 82 36 ff. — Knospe: 110 23 f. — Lilie: 82 8 f. — Öl: 76 34 ff., 145 39 f. — Tanne: 77 23 ff. — Traube: 157 20 f., 186 18 f., 191 8 f.[2]) — Wald: 142 5 f. — Wild: 68 9 f.

c) Sonstige Vergleiche aus der Natur.

1. Wetter.

„Ich bin das dürre Land, und du kommst, wie ein glücklich Gewitter" (156 5 f.) vgl. 165 12. — „Wie ein Nebel, lag das himmlische Land vor mir" (95 37) vgl. 97 21 f. — „Die Saitenspiele ergossen sich über mein Innres, wie über die tote Erde ein warmer Frühlingsregen" (34 5 ff.) vgl. 141 15 f. — „Mir beugte die Größe der Alten, wie ein Sturm das Haupt" (77 22 f.) vgl. 85 27 ff.[3]). — „Wie ein heulender Nordwind fährt die Gegenwart über die Blüten unsers Geistes" (74 33 f.) vgl. 80 2 f., 88 16 f., 166 32, 189 39 f. — Eis: 202 42 f. — Schnee: 145 31 f., 170 3 ff.[4])

2. Wasser.

„Es ist ein Gott in uns . . ., der lenkt wie Wasserbäche das Schicksal" (76 20 f.) vgl. 84 25 ff., 144 15 f.[5]). — „Wenn ich, in selige Betrachtungen versunken, ihr ins Herz sah, wie man in die Quelle siehet, wenn sie still erbebt von den Berührungen des Himmels, der in Silbertropfen auf sie niederträufelt" (114 14 ff.) vgl. 72 16 ff., 82 20 f.,

1) Vgl. E. 242 211 f.
2) Vgl. I 235 22 a, E. 283 1474 ff.
3) Vgl. I 82 45 f., 133 51 ff.
4) Vgl. E. 227 279 ff.
5) Vgl. I 86 2 b f., 108 90.

126 40 f., 145 20 f.[1]). — „Ich halte die Hand ins Feuer, bis ich es ertrage wie Wasser“ (123 19 f.). Auch Hyperions Schicksalslied, diese Perle des Romans, enthält einen sehr schönen Vergleich, der hierher zu setzen ist:

„Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab“ (189 18 ff.)

vgl. 71 28 ff., 128 22 f., 154 34 f., 192 11 ff. Außerdem seien genannt: Meer: 79 24 f. — Katarakte: 164 19 f. — Strom: 99 29 ff., 108 38 f.[2]) — Woge: 113 31 ff. — Vielleicht läßt sich hierher auch die Stelle bringen, wo Hyperion das Tor, das einst den alten und den neuen Stadtteil Athens verband, mit einem vertrockneten Brunnen vergleicht, „aus dessen Röhren einst mit freundlichem Geplätscher das klare frische Wasser sprang.“ (139 10 ff.)

3. Himmelserscheinungen.

„Wo die Kämpfer sich durchkreuzten, wie Blitze“ (163 2) — derselbe Gedanke: 161 40 f., vgl. 188 21 f.[3]) — „Leise, wie das Mondlicht“ (82 2), vgl. 88 2 ff., 139 39 f., 173 5 ff., 202 19 ff. — „Wie der Bogen des Friedens nach dem Sturme, ging ihr ganzes Wesen wieder auf in mir“ (29 41 f.), vgl. 18 20 ff., 64 32 ff., 134 32 f.[4]) — Die meisten Vergleiche dieser Art sind von der Sonne und von den Sternen entnommen, die natürlich in dem

---

[1]) Vgl. I 92 15 f., 184 26 ff., 190 101 ff., 221 91 ff., 238 34 ff.
[2]) Vgl. E. 226 252 ff.
[3]) Vgl. I 173 17 f., 222 127, 232 5 f., E. 242 218 f., 253 595 ff.
[4]) Die mehrfach gebrauchte Umschreibung „Bogen des Friedens“ für Regenbogen ist offenbarer Anklang an I. Mos. 9 12: „Und Gott sprach: Das ist das Zeichen des Bundes, den ich gemacht habe zwischen mir und euch . . “.

mystischen Pantheismus unsers Dichters eine Hauptrolle spielen: z. B. Sonne: „So freigebig, wie die Sonne mit ihren Strahlen will auch ich sein" (123 33 f.). — „Wahr, wie die Sonne" (183 17). — „Ich war wie ohne . . . Sonne, da du fort warst" (185 12), vgl. 25 37 ff., 28 37 ff., 41 14 ff., 75 35 ff., 141 15, 155 39 f.[1])

Stern: „Wie ein Gestirn durchwandelt sie (die Liebe) die Nacht der Zukunft" (14 38 f.). — Die Träume „waren, wie die schönen Sterne, verschwunden" (125 5 f.), vgl. 20 1 ff., 26 3 f., 37 30 ff., 80 18 ff., 84 16 f., 88 7 f., 104 25, 126 38.[2]) — Abendrot: 197 10 f. — Komet: 99 4 ff. — Mond: 82 2, 88 2 ff., 139 39 f., 173 5 ff., 202 19 ff.

4. Feuer.

„Nun tötet' ich auch, wie eingelegtes Feuer, jeden Funken der Liebe in mir" (93 7 f.). — „Wir sind, wie Feuer, das im dürren Aste oder im Kiesel schläft, und ringen und suchen in jedem Moment das Ende der engen Gefangenschaft" (108 8 ff.), vgl. 132 15 f., 177 22 f., 203 23 ff. — Flamme: 43 2 ff., 77 12 f., 164 27.[3])

5. Mineralien und Metalle.

„Wir wohnen hier unten, wie der Diamant im Schacht" (108 5 f.), vgl. 131 24 f. „In den Tiefen der Gebirgswelt wird das Geheimnis unseres Herzens ruhen, wie das Edelgestein im Schacht" (179 28 ff.). — „Die Hände brannten mir, wie Kohlen" (111 3). — „Es war, als hätt' ich Blei an den Sohlen" (125 36 f.). — „Wenn unter den Schlägen des Schicksals unser Entwurf, wie das Eisen unter dem Hammer sich bildet" (156 36 ff.) — „Alabanda sprang auf, wie gebogner Stahl" (91 4), vgl. 93 18 f., 123 14 f.

---

[1]) Vgl. I. 81 27 f., 138 22 ff., 185 10, 189 71 ff., 224 187.

[2]) Vgl. I 75 1, 104 69, 157 12 f., 162 31 f., 183 37 ff., 192 12 b, E. 296 1927 f., 304 2182 f.

[3]) Vgl. E. 285 1536 f.

III.
Mythus und Götterwelt.

Die zahlreichen, diesem Gebiet angehörenden Vergleiche bilden, da sie eine nicht unbedeutende Kenntnis der griechischen Sagen- und Götterwelt voraussetzen, zunächst ein Hindernis für das Verständnis der Dichtung. Aber sie sind wichtig für das tiefere Erfassen des Dichters, denn sie zeigen, wie sehr sich Hölderlin in die antike Welt eingelebt hatte. Trotzdem die Handlung im Jahre 1770 spielt, schildert der Dichter nicht etwa moderne Griechen, wie man es vielleicht nach der gerade damals sich schon vorbereitenden und einige Jahre später so glühenden Griechenschwärmerei erwarten würde,[1] sondern durchaus Menschen mit klassisch-griechischem Empfinden. — Ein Anklang an die Sage, die erzählt, daß Thetis ihren Sohn Achill in die Fluten des Styx getaucht habe, und daß Achill dadurch unverwundbar geworden sei, findet sich mehrfach im Roman wieder; z. B. „Ergründe sie die Tiefen deines Wesens, doch nur, um unüberwindlicher aus ihnen in den Kampf hervorzutreten, wie Achill, da er im Styx sich gebadet" (16 21 ff.), vgl. 74 24 ff.[2]) — Diotima ist tot; Hyperion wird sie niemals wiedererlangen, wenn er auch um sie weinen würde, wie Aphrodite einst um ihren Liebling Adonis geweint (196 6 ff.). — Diotima hat das Wesen des Geliebten erkannt; er sucht eine bessere Zeit, eine schönere Welt, „wie Alpheus seine Arethusa" (121 16 ff.). — Nach der Trennung Alabandas von Hyperion hat dieser alle Freude am Dasein verloren, „sonst lag oft, wie das

[1]) Vgl. Arnold, Robert F.: Der deutsche Philhellenismus. Kultur- und literarhistorische Untersuchungen. = Euphorion, 2. Ergänzungsheft. 1896. S. 71—181, bes. S. 91—96. Arnold nennt unsern Roman „nicht nur die zeitlich erste und zugleich großartigste Griechendichtung in deutscher Sprache, sondern zugleich auch ein kulturhistorisches Symbol" (S. 96). — Erler, Curt: Der Philhellenismus in Deutschland. 1821—1829. Ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung im 19. Jahrhundert. Diss. Leipzig 1906.

[2]) Vgl. E. 293 1813 ff.

ewig leere Faß der Danaiden, vor meinem Sinne dies Jahrhundert". Die Erklärung für diesen Vergleich bringen erst die folgenden Zeilen, „und mit verschwenderischer Liebe goß meine Seele sich aus, die Lücken auszufüllen" (99 21 ff.). — Ungemein heben die Stimmung die fünf Vergleiche: „die zarten Wölkchen lächelten herunter wie himmlische Genien" (25 3 f.). „Wie lauschende Genien sahen die Sterne durch die Zweige" (112 30 f.), vgl. 82 3 f., 126 13 f., 159 5 f. — Die Götter selbst werden häufig zu Vergleichen herangezogen, um die Macht und Schönheit auszudrücken. Ich „freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete" (22 26 f.). — „Der Ergrimmte, der unter die Plünderer stürzte, wie ein strafender Gott" (166 18 f.). — „Dein Bild . . . hab' ich noch, wie einen Hausgott, aus dem Brande gerettet" (181 2 ff.), vgl. 67 9 ff., 96 4 f., 155 6 f., 161 4, 166 18 f., 202 1 f.[1]) — „Wie Boten der Nemesis, durchwanderten unsere Gedanken die Erde" (85 21 f.). — Wenig klar erscheint mir der Vergleich: „Ich hätte Lust, so pünktlich dir, wie Nestor zu erzählen" (74 15 f.). — Demütig kommt Hyperion unter die Deutschen, „wie der heimatlose blinde Oedipus zum Tore von Athen" (198 8 ff.). — Notara gibt dem scheidenden Hyperion eine Summe Geldes und gebraucht, als dieser es anzunehmen zögert, den Vergleich: „Schäme des Gelds dich nicht, . . .; auch die Rosse des Phoebus leben von der Luft nicht allein, wie uns die Dichter erzählen" (148 23 ff.) — Der schönste Vergleich aber scheint uns der zu sein, wo die deutschen Dichter und Künstler mit dem Dulder Ulyß verglichen werden, „da er in Bettlersgestalt an seiner Türe saß, indes die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten, wer hat uns den Landläufer gebracht?" (200 17 ff.). Durch diese einfache Parallele hat der Dichter die ganze traurige Lage von Kunst und Wissenschaft, wie sie nach

---

[1]) Vgl. I 106 37 f., 163 3 a f., 174 27 ff.

seiner Ansicht in Deutschland herrschte, besser gezeichnet als durch lange Schilderung der Einzelheiten. — Alabanda wird mit einem jungen Titan verglichen, der unter dem Zwergengeschlechte der Menschen daherschreitet (82 36 f.) vgl. 76 32 f., 124 18 f. — Hyperion soll Diotima seine Lebensgeschichte erzählen. Er berichtet ihr von seiner Freundschaft mit Adamas, dann mit Alabanda, die er nun beide verloren; so wird Diotima sich manche Unebenheit in seinem Wesen erklären. An diesen Gedanken knüpft sich dem Dichter sofort eine analoge Vorstellung aus dem griechischen Mythus: „Spottet dieses Vulkans nicht, wenn er hinkt, denn ihn haben zweimal die Götter vom Himmel auf die Erde geworfen“ (121 6 ff.). — Wir haben absichtlich eine große Anzahl ausgeführter Beispiele gegeben, da gerade diese Vergleiche sich durch eine große Schönheit auszeichnen, das Seelenleben des Dichters wiedergeben und zu dem Ton des Romans so vorzüglich passen. Um aber den ganzen Reichtum der dieser Sphäre entnommenen Vergleiche zu zeigen, lassen wir nun noch kurz auch die anderen Beispiele folgen: Apoll: 141 17 vgl. 148 23 ff. — Dodonas Hain: 153 28 ff. — Elysium: 100 8. — Ganymed: 110 29 f. — Hektor: 17 3 f. — Herkules: 88 42 ff. — Höllenfluß: 153 35 f. — Jupiter: 138 9 f., 141 17 f. — Orpheus: 96 35. — Palladium: 106 42 f. — Prokrustes: 196 15 f. — Schatten am Lethe: 73 30 ff., 119 24, 153 18 f., 195 39 f., 200 23 f.[1])

IV.
Sonstige Vergleiche.

Die hier angeführten Vergleiche lassen sich schwer nach bestimmten Gesichtspunkten ordnen und stehen meistens in nur losem Zusammenhange zu der allgemeinen Einteilung: Mensch, Natur, Gottheit. Trotzdem möchten

[1]) Außer den bereits schon angeführten finden sich in den Gedichten und im Empedokles noch mehrere Vergleiche, die der Vollständigkeit wegen hier angeführt seien: Aurora: I 156 45 f.,

wir sie nicht übergehen, denn einmal sind auch sie zum großen Teil geeignet, das Urteil über diesen wichtigen Teil des Stils nach der inhaltlichen und nach der formalen Seite zu vertiefen, dann aber auch sind sie zur Vervollständigung des Gesamtbildes wichtig, das dadurch noch einige neue schöne Töne erhält.

„Ich betrachte diese Schlacht wie ein Bad, den Staub mir abzuwaschen“ 170 14 f.[1]) — Die deutschen Dichter und Künstler vergleicht Hölderlin in seiner Mißstimmung mit einem Boden, den der Feind mit Salz besäete, daß er nimmer einen Grashalm treibt“ (200 24 f.). — „. . . wo ein alter Tempel der Cybele aus den Ulmen hervor, wie ein schüchterner Geist, ins helle Mondlicht blickte“ (79 13 ff.) vgl. 39 10 ff., 63 37 ff., 76 26 f. — „Schöne Träume umfingen mich jetzt im Schlafe, und wenn ich erwachte, waren sie mir im Herzen, wie die Spur eines Kusses auf der Wange der Geliebten“ (100 21 ff.). — „Mein Roß flog, wie ein Pfeil ihm zu“ (83 26) vgl. 98 20, 144 12 f.[2]) — „Das Andenken an ihre vorigen einsamen Tage spielt um ihre Freuden, lieblich, wie die Schatten um den jungfräulichen Schnee, wenn er errötet und glüht im freudigen Abendglanze“ (126 26 ff.). — „In ihren Mienen war etwas, das in die Seele ging, wie ein Schwert“ (90 25 f.). — „Das alles ging mir wie ein Schwert durch die Seele (30 27).[3])

Endymion: E. 253 610 f., Furien: I 225 246, Hebe: I 119 49, Heroen: I 220 60 f., Hesperiden: I 135 31 f., Luna: I 152 2 f., Niobe: E. 295 1877 f., Pygmalion: I 155 23 f., Tyndariden: I 149 105 ff., Urania: I 148 61 ff., Vesta: I 135 29.

[1]) Vgl. I 159 21 f., E. 293 1809 ff.

[2]) Vgl. z. B. Schillers „Räuber“ II 3: „Die Kerle flogen wie Pfeile“.

[3]) Eine Spezialuntersuchung über Hölderlins Abhängigkeit von der Bibel würde sicher sehr fruchtbar sein. Bei seinem Studiengang ist eine solche Abhängigkeit natürlich. Für die Jugendgedichte weist Grosch a. a. O. S. 8—10 bereits einige Entlehnungen nach, die ich an dieser Stelle speziell für den „Hyperion“ ergänzen möchte. In den beiden angeführten Vergleichen klingen natürlich die Worte des

Außerdem finden sich derartige Vergleiche: Chaos: 101 32 (I 155 19 f.). — Diebsgeschichte: 167 21 ff. — Drachen: 120 31 f. — Echo: 99 28. — Handhabe:

---

greisen Simeon wieder: „Und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen“ (Ev. Luc. 2 34). Ebenfalls erinnert an diese Bibelstelle: „Diotimas Erblassen, da sie Alabandas Brief las, ging mir durch die Seele“ (146 1 f.), „der Schmerz auf ihren Lippen ging mir durch die Seele“ (54 24 f.) vgl. Goethes „Werther“ 16. März W. A. Bd. 19 S. 105 und am 4. Dez. W. A. Bd. 19 S. 139.

96 20 f.: „Die Gewalt, von der wir nicht wissen, von wannen sie kommt, noch wohin sie geht“. —	Joh. 3 8: „Der Wind weht, wo er will, und du hörst sein Sausen, aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er geht.“
130 24. „Athen war Alexanders Dirne geworden“.	Jesaia 1 21: „Ach wie ist zur Hure geworden die treue Stadt.
170 24 f. „Fromme Seele! ich möchte sagen, denke meiner, wenn du an mein Grab kömmst“.	Ev. Luc. 23 42: „Herr gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommest“.
E. 258 761 f. „O glaub' es mir, ich wäre lieber nicht geboren“.	Matth. 26 24: Wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verraten wird! Es wäre ihm besser, er wäre nie geboren“.
75 15 f.: „was kümmert's denn den Menschen, wenn ein Haar von seinem Haupte fällt?“	1. Sam. 14 45: „So wahr der Herr lebt, es soll kein Haar von seinem Haupte fallen“. Vgl. 2. Sam. 14 11, 1. Kön. 1 52.
I. 48 99 f.: „wenn ich an Gottes, Gottes Throne Bin und die Klarheit des Höchsten schaue“.	Sir. 33 16: „Also schaue die Werke des Höchsten“.
I. 48 115: „Sein Wort ist ewig wie sein Name“.	1. Brief Petr. 1 25: „Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit“. Vgl. Psalm 33 4.
I. 70 104 f.: „Die Gerichte Treffen den Frommen, den Sünder“.	Sprüche 15 3: „Die Augen des Herrn schaun an allen Orten beide, die Bösen und Frommen. Vgl. Pred. 9 2, Matth. 5 45.
I. 91 52: „Gürte mit Stolz mich und Kraft und Wahrheit“.	Vgl. Psalm 30 12, wo der Ausdruck: „du hast mich mit Freuden gegürtet“, an unsere Stelle erinnert. —

Die Ähnlichkeit zwischen I 28 13 f. und Psalm 22 7, dem Ausdruck „Bogen des Friedens“ und I. Mos. 9 12 wurde bereits erwähnt.

NB. Eine unbewußte Nachahmung des Gedichtes Walters von der Vogelweide: „Ich saz ûf eime steine..“ findet sich 125 18 ff.: „Hast du die Arbeit auf die Seite gelegt und stützest den Arm aufs Knie und auf das Händchen das Haupt und gibst den lieblichen Gedanken dich hin?“

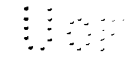
148 8 ff. — Häuslich Leben: 113 4 f. — Heiligtum: 177 39 f. — Kelch: 127 8 f. — Krone: 116 21 f. — Leere: 124 8 f. — Markttag: 193 20 ff. — Marmorbild: 151 8. — Nacht: 121 27 f., 172 10. — Nachtlampe: 190 13 f. — Öl: 145 39 f. — Opferbrand: 180 8 f. — Pfad: 169 38 f. — Rauchfaß: 91 36 f. — Saitenspiel: 100 5 ff., 104 8 f., 107 40 f., 139 37 ff., 143 3 f. — Sand: 177 11 f. — Sanduhr: 182 32 f. — Säule: 174 7. — Scherbe: 198 18 f. — Schießgewehr: 156 18 ff. — Schiffbruch: 138 15. — Schlachtfeld: 90 31 f., 198 22 ff. — Schlachtruf: 86 34 f. — Schlag: 86 15 ff. — Schuldbriefe: 173 34 ff. — Seuche: 166 4. — Spiegel: 117 9 ff. — Stufe: 104 13 ff. — Tempel: 74 4 f., 179 30 ff. — Tiefe der Erde: 124 25. — Ton: 128 19 ff., 204 5 f. — Traum: 127 1. — Treibhaus: 131 27 ff. — Triumphzug: 193 42 f. — Wüste: 32 16 f. — Zauberkreis: 192 7 ff. — Zauberschloß: 38 16 ff.

B. Die vier Arten des Vergleichs.

Als zweite Forderung für die Betrachtung des Vergleichs, ist nach Elster[1]) die Frage zu untersuchen, ob der Vergleich dazu dient, Körperliches zu vergeistigen, oder Geistiges zu verkörperlichen. Für die Betrachtung dieser Frage ist es natürlich von Bedeutung, den Umfang der Begriffe ‚konkret‘ und ‚abstrakt‘ festzustellen. Elster[2]) definiert folgendermaßen: „Wenn der Begriff nicht nur durch das Wort vertreten wird, und wenn wir vielmehr mit dem

[1]) Elster, E.: a. a. O. 391. Der folgenden Betrachtung wie den Untersuchungen über Personifikation, Metapher und Antithese liegen die „Principien“ Elsters zugrunde, auf denen auch die kürzlich erschienene Untersuchung von Fritze über Droste-Hülshoff aufbaut. Vgl. Literaturverzeichnis am Schluß. Leider erschien der zweite, speziell die Stilistik behandelnde Band erst nach Beendigung der Arbeit. (Halle a. S. 1911).

[2]) a. a. O. S. 67. E. gibt diese Definition unter Hinweis auf Wundt, Logik, Bd. I: Erkenntnistheorie. 2. Aufl. Stuttgart 1893. S. 111 ff.



Wort zugleich auch noch eine sinnliche Vorstellung verbinden können, in der die wesentlichen Merkmale des Begriffs zum Ausdruck kommen, so liegt ein konkreter Begriff vor . . . wenn wir dagegen den Denkinhalt des Begriffs nur durch das Wort vertreten sehen, aber keine dem Begriff entsprechende Anschauung damit verbinden können, so liegt ein abstrakter Begriff vor." Diese Definition scheint mir das Wesen der beiden Begriffe, soweit dasselbe in Worte zu fassen ist, gut wiederzugeben. Im einzelnen wird sich oft schwer entscheiden lassen, ob die mit dem Wort verbundene Vorstellung die wesentlichen Merkmale enthält oder nicht. Immerhin ist die Beantwortung der Frage wichtig für die ganze Beurteilung des Vergleichs.

I.
Dem Geistigen steht ein Körperliches gegenüber.

Die Form dieses Vergleichs wird wie die folgende, die Sinnliches mit Sinnlichem zusammenstellt, am häufigsten sein. So auch bei Hölderlin. Die Absicht, die den Dichter hierbei leitet, ist natürlich die, dem Gedanken mehr Deutlichkeit zu verleihen. Diesen Zweck erreicht er dadurch, daß er den Gedanken der zunächst ferner liegenden geistigen Sphäre durch einen analogen aus der sinnlich wahrnehmbaren Umgebung erläutert.

Wir werden durch einige Beispiele das Gesagte erläutern und sämtliche weiteren Stellen mit den betreffenden Ziffern verzeichnen.

Besonders in den Gedichten findet sich der Vergleich in einer Form und Kürze, die im ‚Hyperion' nicht häufig ist: Auf der einen Seite ist ein Adjektiv mit abstraktem Inhalt, auf der anderen Seite ein Substantiv aus der konkreten Vorstellung der Träger des Gedankens z. B. „wahr wie die Sonne." (183 17.) — Sehr zur Verdeutlichung des Gedankens trägt diese Form bei, wenn es z. B. heißt:



„wie eine lange entsetzliche Wüste lag die Vergangenheit da vor mir.“ (32 16 f.) oder: Gott „lenkt, wie Wasserbäche das Schicksal.“ (76 21) oder: „Wen reißt die schreckende Herrlichkeit des Altertums nicht um, wie ein Orkan die jungen Wälder?“ (77 17 f.) — Diese Form fand sich im ‚Hyperion‘ 97 mal, in den Gedichten 31 und im ‚Empedokles‘ 9 mal, vgl. 18 21 ff., 19 38 f., 20 1 f., 25 37 ff., 29 41 f., 37 29 ff., 43 2 ff., 67 4 f., 68 7 f., 74 15 f., 74 33, 76 32 f., 77 3 f., 77 12 f., 77 22 f., 80 2 f., 80 16 f., 81 29 f., 82 8 ff., 85 21 f., 85 27 ff., 86 15 ff., 88 16 f., 90 13 f., 90 25 f., 90 33 ff., 92 38 f., 92 41 ff., 93 7 f., 97 21 f., 99 5 f., 99 21 f., 99 29 ff., 100 21 ff., 104 3 f., 106 42 f., 112 30 f., 114 28, 116 18 f., 116 30 ff., 119 11 f., 119 30 ff., 120 23 ff., 120 31 f., 123 17 f., 124 18 f., 125 5 f., 126 26 ff., 127 27 f., 130 15 f., 131 24 f., 131 27 ff., 134 22 ff., 134 32 f., 136 15 f., 136 28 f., 137 21 f., 137 32 f., 139 37 f., 139 39 f., 140 14 f., 144 15 ff., 145 39 f., 148 30 f., 152 19 ff., 153 35 f., 156 36 ff., 156 41 f., 159 38 ff., 162 27 f., 164 27, 164 36 f., 166 36 f., 171 27, 172 11, 173 34 f., 174 18 f., 177 22 f., 179 28 ff., 181 2 ff., 183 17, 188 21 f., 188 34 f., 191 8 f., 191 10, 191 23 ff., 192 11 ff., 193 20 f., 195 19 f., 196 15 ff., 201 4 f., 202 42 f., 203 28.

Anmerkung: In den Gedichten fand ich Vergleiche dieser Art an folgenden Stellen: 35 3 f., 48 93 ff., 48 95 f., 75 1, 83 6 ff., 87 2 f., 90 3, 97 13 f., 104 69 ff., 108 89 ff., 133 51 ff., 135 29 f., 135 31 f., 139 46, 152 2 f., 161 11 ff., 180 75 ff., 180 102 ff., 184 26 ff., 186 25 ff., 192 12 f., 196 1 f., 206 4 ff., 216 32, 225 224 f., 225 246, 226 290 ff., 229 17 f., 230 8 f., 232 5 f., 233 21.

Empedokles: 235 8b f., 253 610 f., 283 1474 ff., 285 1536 f., 287 1601 ff., 290 1709 f., 294 1843 f., 304 2182 f., 305 2207 ff.

2.
Physisches erläutert durch Physisches.

Die hierher gehörenden Beispiele sind bedeutend zahlreicher, weil sie die nächstliegenden sind und der

Verdeutlichung des Gedankens am meisten dienen. Sehr häufig dient hier der Mensch zum Vergleich. Aus der Masse von Beispielen greife ich wieder einige ganz willkürlich heraus:

„Ich war, wie eine kranke Pflanze, die Sonne nicht vertragen kann.“ (18 36 f.) — „Jetzt kömmt man weder in die alte noch in die neue Stadt durch dieses Thor, und stumm und öde steht es da, wie ein vertrockneter Brunnen, aus dessen Röhren einst mit freundlichem Geplätscher das klare frische Wasser sprang.“ (139 9 ff.) — „Ich lag da, wie eine gestürzte Tanne, die am Bach liegt und ihre welke Krone in die Flut verbirgt.“ (77 25 ff.)

Vergleiche dieser Art fanden sich im ‚Hyperion‘ 248; in den Gedichten 102, im ‚Empedokles‘ 41 und zwar:

Hyperion: 14 38, 22 26 f., 23 38 ff., 25 3 f., 26 3 f., 32 26 f., 34 5 ff., 34 12 f., 37 10 f., 39 10 ff., 41 14 ff., 44 37 ff., 46 16 ff., 59 4 f., 63 37 ff., 67 9 ff., 67 20 ff., 68 9 f., 69 19 ff., 69 28 ff., 70 18 ff., 70 28 ff., 71 28 ff., 72 16 ff., 72 21, 72 24 f., 73 1 f., 74 3 ff., 74 16 f., 74 22 ff., 74 40 ff., 75 19 f., 75 35 ff., 76 6 f., 76 26 f., 77 32, 77 35, 77 37 f., 79 13 f., 79 24, 79 31 f., 80 6 f., 80 11, 80 18 ff., 80 40 f., 81 5 f., 82 2, 82 20 f., 82 36 ff., 82 39 f., 83 26, 84 16 f., 84 17 ff., 84 25, 86 34 f., 87 12 f., 88 2 ff., 88 7 f., 88 42 f., 89 8 ff., 91 4, 91 36 ff., 92 22 ff., 92 27 f., 92 36 f., 93 18 f., 95 12, 94 26 f.. 95 31 f., 95 37, 96 4, 96 5 f., 96 34 f., 98 4 ff., 98 20, 98 35 ff., 98 39 ff., 100 5 ff., 100 23 ff., 102 2 f., 103 31 ff., 104 13 f., 104 15 f., 104 19 f., 104 25, 104 37 f., 105 1, 105 7 ff., 105 40 ff, 107 31 ff., 107 40 ff., 108 6 f., 108 8, 108 38 f., 109 32 ff., 109 38 ff., 110 23 ff., 110 29 f., 111 3, 111 25 f., 111 32 f., 112 3 ff., 112 31, 113 1 f., 113 4 f., 113 31 f., 116 16 f., 116 21 f., 117 9 f., 119 5 f., 119 23 f., 121 17, 123 14 f., 123 19 f., 124 36 f., 125 36 f., 126 13 f., 126 38 ff., 127 7 f., 127 8 f., 128 19 ff., 128 22 f., 129 2 f., 129 20 ff., 130 9 f., 130 24 f., 131 2 ff., 132 15 f., 135 26 f., 137 23 f., 137 25 f., 137 36 ff., 138 9 f., 138 15 ff., 138 18 ff.,



138 42 f., 139 40 ff., 140 8 f., 140 26 ff., 140 41 f., 141 15, 141 15 f., 141 17, 141 17 f., 141 35 ff., 142 5 f., 142 38 f., 143 3 ff., 144 12 f., 144 15 f., 145 20 f., 145 27 f., 145 31 f., 147 14 f., 148 8 ff., 148 23 ff., 151 8, 151 20, 152 23 ff., 153 4, 153 10 ff., 153 28 f., 154 3 ff., 154 20 f., 155 6 f. 155 27 ff., 155 39 f., 156 18 ff., 156 26, 156 32 ff., 157 8 f., 157 14 f., 157 17 ff., 157 20 f., 157 30 f., 157 31 f., 159 5 f., 159 9 f., 159 10 ff., 160 37 ff., 161 4, 161 40 f., 163 2, 163 23, 164 20 f., 164 21 f., 165 12, 166 18 f., 166 31, 166 31 f., 167 19 f., 167 20 f., 169 38 f., 170 8 f., 170 9 f., 170 11, 170 14 f., 173 13 f., 173 22 f., 174 2 f., 174 7, 175 1 ff., 177 11 f., 177 25 f., 177 38 ff., 178 39 f., 179 30 ff., 180 2 f., 180 7 ff., 182 33, 182 42 f., 185 12, 186 18 f., 186 35 f., 189 2 ff., 189 18 ff., 189 39 f., 190 13 f., 190 27 ff., 193 32, 193 37 f., 193 42 f., 194 2 ff., 194 37 f., 195 39 f., 196 6 f., 197 10 f., 198 8 f., 198 18 f., 198 23 ff., 199 31 f., 200 16 f., 200 17 f., 200 24 f., 201 37 f., 201 39 f., 202 1 f., 202 9 f., 202 19 ff., 202 26 f., 202 29 ff., 202 33 f., 203 23 f., 203 34, 204 5 f.

Gedichte: 34 10a f., 38 13, 47 50 ff., 75 10 ff., 81 27 f., 83 1 f., 83 9 ff., 85 3 ff., 87 2b f., 89 1 ff., 90 4, 90 6 f., 92 1 ff., 102 1 ff., 104 77 ff., 106 37 f., 123 5 ff., 126 117 f., 133 29 ff., 138 22 ff., 139 37 f., 139 39 f., 145 1 f., 146 37 ff., 146 52, 148 31, 148 35 f., 148 61 ff., 149 105 ff., 155 3, 155 19 f., 155 23 f., 155 33, 156 45 f., 156 51 f., 156 67, 157 9 f., 157 12, 158 16, 158 22 f., 158 25, 158 33 ff., 158 37 f., 159 11 f., 162 31 ff., 163 3a f., 164 5b f., 165 6b, 170 1, 173 17 f., 174 27 ff., 176 71 f., 176 81 ff., 176 89 ff., 176 95 ff., 178 150 f., 183 37 ff., 188 30 ff., 188 36 f., 189 56 f., 189 71 ff., 190 101 ff., 191 7 f., 194 11 ff., 195 5, 195 6, 198 7 f., 200 7 ff., 207 41 ff., 207 59., 208 83 f., 211 63 f., 211 69, 216 17 f., 216 33 f., 217 74, 220 48 ff., 220 60 f., 221 91 ff., 221 109 f., 222 122 f., 222 127, 222 138 ff., 223 164 ff., 224 187, 224 190 f., 227 6 f., 231 48 ff., 232 29 f., 233 10 f., 234 14 ff., 235 19 f., 237 6 f., 237 21 f., 238 34 f., 239 19 f., 240 9 ff., 245 9 ff., 246 33 ff., 246 39 f., 257 123 f., 258 145, 263 16 ff. —

Empedokles: 219 23 f. 220 58 f., 220 67 ff., 222 116 ff., 224 198 ff., 224 204 f., 226 252 ff., 229 348 ff., 235 6 f., 242 211 f., 248 420 f., 252 573 f., 253 595 ff., 256 705 ff., 256 710 ff., 259 785, 259 788 f., 260 830 ff., 265 995, 269 1083, 269 1106 ff., 272 1180 ff., 273 1203 f., 276 1286 ff., 288 1654 ff., 293 1813 ff., 294 1819 f., 294 1824 f., 294 1837 f., 294 1841 f., 294 1853 ff., 295 1867 ff., 295 1877 ff., 295 1884 ff., 296 1927 ff., 297 1936 ff., 297 1966 f., 296 1914 ff., 300 2061 f., 302 2123 f., 310 2386 ff.

3.
Physisches verglichen mit Geistigem.

Im allgemeinen wird diese Form des Vergleichs nicht dazu dienen, den Gedanken zu verdeutlichen, sondern hauptsächlich die Stimmung heben. Diese Vergleiche sind wie auch bei andern Dichtern[1]) bei Hölderlin sehr selten, ebenso wie die folgende Art. Lediglich zur Hebung der Stimmung dient ein Vergleich wie der folgende: „Wie Träume, beschleichen tauende Wölkchen die Wiese“ (112 30),[2]) vgl. 186 31 f.

4.
Geistiges verglichen mit Geistigem.

Diese Form des Vergleichs ist ihrer Natur nach außerordentlich selten. Am deutlichsten ist folgender Vergleich: „Alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewig-einigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania“ (68 37 ff.), vgl. 21 11 f., 124 8 f., 166 4, 178 10 f., I 161 10a f.

[1]) Für H. v. Kleist gibt Minde-Pouet a. a. O. 166 f. einige Beispiele; für Heine findet sich eine Zusammenstellung durch Elster in den Deutschen Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts Bd. 27 S. XCIV.

[2]) Vgl. Heine: Buch der Lieder: Heimkehr 71:
„Wie dunkle Träume stehen
Die Häuser in langer Reih“.

C. Charakteristik des Vergleichs bei Hölderlin.

Wir haben in den vorigen Abschnitten den Inhalt der Vergleiche betrachtet. Außerordentlich groß ist bei dem Umfang des Romans die Zahl der Vergleiche und der Gebiete, mit denen der Dichter seine Gedanken verknüpft. Trotzdem haben wir fast niemals die Empfindung, daß der Dichter bei seinem Schaffen nach Analogien mühsam gesucht habe. Im Gegenteil, wir merken, die ähnlichen Gedanken strömen dem Schaffenden infolge seiner gewaltigen Phantasie mühelos von selbst zu. In welchem Maße das der Fall ist, zeigen die Häufungen von Vergleichen, wo jeder Gedanke durch einen ähnlichen erläutert ist; so z. B. „ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geist, und alles Denken und Tun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule, wovon die Krone herabgeschlagen ist“ (133 18 ff.).[1] — Die Form ist mit ganz wenigen Ausnahmen die breit ausgeführte, wie sie für den lyrischen Roman durchaus paßt. Als Träger der in Parallele gesetzten Gedanken erscheint meistens ein Nomen, das dann mit dem korrespondierenden Begriff durch das vergleichende ‚wie‘ verbunden ist. Manchmal erinnert der Vergleich in seiner Ausführlichkeit an Homer, dessen Werke unserm Dichter sehr vertraut waren. Gerade diese breit ausgemalten Vergleiche zeichnen sich durch eine große Schönheit aus; z. B. „der alte Sonnengott ... lächelt' herab auf ... seine Tempel, seine Säulen, die das Schicksal vor ihn hingeworfen hatte, wie die dürren Rosenblätter, die im Vorübergehen ein Kind gedankenlos vom Strauche riß und auf die Erde säete“[2]. Hier würde die einfache Parallelvorstellung ‚wie die dürren Rosenblätter‘ vollständig genügen. Aber belebt nicht gerade der Nachsatz den Gedanken äußerst glücklich?

[1]) Eine solche Aufeinanderfolge von Vergleichen findet sich noch mehreremale, so z. B. 139 37 ff., 141 15 ff., 167 18 ff., 170 8 ff.

[2]) 74 40 ff.

Sehen wir nicht deutlich, wie das Kind die Blätter von der Knospe reißt und nun voll Freude auf den Boden streut? Oder: „Wie eine ergrimmte Schlange, wenn sie unerbittlich herauffährt an den Knieen und Lenden, und alle Glieder umklammert, und nun in die Brust die giftigen Zähne schlägt, und nun in den Nacken, so war mein Schmerz, so faßt' er mich in seine fürchterliche Umarmung“. [1])

Da Hölderlin mit wenigen Ausnahmen seine Vergleiche der sinnlichen Erscheinungswelt entnimmt, so müssen wir daraus folgern, daß er es tut, um dem Gedanken Deutlichkeit und Schärfe zu verleihen. Es fragt sich nun, ob der Dichter diese Absicht erreicht hat. Ich glaube, diese Frage im allgemeinen bejahen zu können. Allerdings ist der Roman durchaus Stimmungsroman, und so kommt es, daß viele Vergleiche, die eigentlich den Gedanken vertiefen sollen, unwillkürlich die Stimmung heben. Das wird uns bei einem Dichter nicht verwundern, dessen ganzes Wesen so stark von dem Gefühl beherrscht wurde. Im einzelnen Falle läßt sich natürlich manchmal streiten, ob an der betr. Stelle der Vergleich dem einen oder dem andern Zwecke dient.

Bei der großen Anzahl von Vergleichen will es wenig bedeuten, wenn sich vereinzelt eine Katachrese[2]) findet. Wenn Diotima sagt: „Reißen sie (= die Gedanken) wieder aus in die Luft? Du mußt ihnen Blei an die Flügel binden, oder ich will sie an einen Faden knüpfen, wie der Knabe den fliegenden Drachen, daß sie uns nicht entgehen“,[3]) so ist das Ganze scherzhaft von Diotima gemeint. Zugleich haben wir hier einige der wenigen Belegstellen

[1]) 92 41 ff. Vgl. 84 26 ff., 77 23 ff., I. 190 101 ff.

[2]) Vgl. Becker-Lyon: Der deutsche Stil. 3. Aufl. Leipzig 1884. S. 114 ff. — Jean Paul: a. a. O. § 82.

[3]) 120 31 ff. Vgl. Goethe: „Habe die Nacht durch manches Knäulgen Gedancken Zwirn auf und abgewickelt“. 25. III. 76. W. A. IV. Abt. 3. Bd. S. 46 21 ff.

für den Humor unsers Dichters. Als weitere Beispiele für solche Katachresen seien genannt: „Die Marmorfelsen . . . . sprangen hervor aus ihrer schlummernden Wiege, wie Kinder aus der Mutter Schoß.“[1]) — „Und schmeck' ich auch wie ein Holzapfel dir zuweilen, so keltre mich so lange, bis ich trinkbar bin.“[2]) (!)

Diese wenigen Beispiele beweisen nichts gegen die Behauptung, daß die Vergleiche ein Hauptcharakteristikum und zugleich eine Hauptschönheit von Hölderlins Stil bilden.

§ 2. Die Personifikation.

Die Personifikation[3]) bildet „einen Grundtrieb unseres Geistes“,[4]) und ist für die Ausdrucksweise Hölderlins von großem Interesse. Bei weitem wiegt die Beseelung der Natur[5]) vor. Diese Naturbeseelungen beweisen eine große Virtuosität in der Beherrschung der Sprache und des Ausdrucks des Innenlebens. Hier zeigt sich deutlich der Einfluß von Rousseaus ‚Nouvelle Héloïse‘ und von Goethes ‚Werther‘.[6]) Mit Recht behauptet Biese,[7]) daß nächst dem Werther in keinen modernen Roman die Natur so musikalisch und malerisch zugleich hineinklingt, wie in Hölderlins ‚Hyperion‘. Das reiche Innenleben drängt

[1]) 137 $_{36}$ ff.
[2]) 89 $_{9}$ ff. Vgl. 92 $_{38}$ ff., 119 $_{31}$.
[3]) Vgl. Becker-Lyon: a. a. O. S. 99 ff. — Galle, Richard: Die Personifikation als poetisches Kunstmittel in der mhd. Dichtung bis zum Beginne des Verfalles. Diss. Leipzig 1888. — Elster, Ernst: a. a. O. S. 363 ff.
[4]) Elster, Ernst: a. a. O. S. 363.
[5]) Über das Naturgefühl vgl.: Biese, Alfred: Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Leipzig 1888. — Kammerer, Friedrich: Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen 18. Jahrhundert. Berlin 1909. (S. 220 ff. ausführliche Bibliographie). Vgl. Rezension: Deutsche Literatur-Zeitung XXXI 1910 S. 2081 ff. (A. Biese).
[6]) Vgl. Schmidt, Erich: Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert. Jena 1875.
[7]) a. a. O. S. 436.

hinaus, und es findet überall in der Natur Ähnlichkeiten und Anklänge „vor allem, wenn das Herz in Liebe schwillt, welche die ganze Welt in neuem Lichte zeigt, mit rosigem Hauche übergießt und überall wie in der eigenen Brust ein ähnlich Fühlen und Liebesweben voraussetzt oder ahnt“.[1]) Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die Frage zu untersuchen, welche Rolle die Naturbetrachtung im philosophischen Denken Hölderlins bildet. Da das Ideal, das Hölderlin in sich trug, die „bessere Zeit“, „die schönere Welt“ keine Verwirklichung finden konnte, so flüchtete sich der Dichter in die Arme der Natur, „der wandellosen, stillen und schönen“,[2]) „der stillen großen, allbelebenden“.[3]) Hier findet sein geängstigtes und umhergetriebenes Herz die gesuchte Ruhe; denn des Menschen Wort verstand er nie, wie er selbst sagt.[4]) Und am Schluß des Romans kennt Hyperion keinen weiteren Ausweg, als sich vollkommen der Natur hinzugeben. „O einen Augenblick in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der allesversuchenden Menschen.“[5]) Die Natur nimmt teil an seinen Freuden und Schmerzen, ihr klagt er sein Leid, ihr jubelt er sein Glück hinaus. Bei ihr findet er alles, was ihm die Menschen versagen. Die Bäume sind die Vertrauten seiner Liebe,[6]) der Frühling ist sein alter Freund,[7]) die Blume ist seine Schwester,[8]) die Sterne sind ihm Brüder.[9]) Es klingt wie ein ewiges Gelöbnis, wenn der Dichter voll heiligen Ernstes ausruft: „Dich will ich

[1]) Diese letzten Worte wendet Biese auf Goethe an, mit vollstem Recht hätte er sie auch bei der Betrachtung unsers Dichters bringen können.

[2]) 67 36.

[3]) I 142 8 a f.

[4]) Vgl. Ges. Werke Einl. S. 10.

[5]) 203 39 ff.

[6]) 197 9.

[7]) 23 5.

[8]) 99 26 f.

[9]) I 145 11.

lieben, harmlos Leben, Leben des Hains und des Quells! Dich will ich ehren, o Sonnenlicht! an dir mich stillen, schöner Äther, der die Sterne beseelt, und hier auch diese Bäume umatmet, und hier im Innern der Brust uns berührt."[1])

Als Hyperion von Diotima geht, da apostrophiert er die Natur, bei der er für die Zeit der Trennung Ersatz zu finden hofft. „O ihr Uferweiden des Lethe! ihr abendrötlichen Pfade in Elysiums Wäldern! ihr Lilien an den Bächen des Thals! ihr Rosenkränze des Hügels! Ich glaub' an euch, in dieser freundlichen Stunde, und spreche zu meinem Herzen: Dort findest du sie wieder, und alle Freude, die du verlorst."[2])

Dasselbe innige Verhältnis zur Natur hat Diotima, „die Athenerin", wie sie der Dichter mit Vorliebe nennt.[3]) Er heißt sie „ein glücklich Schoßkind der Natur",[4]) dessen Herz unter den Blumen zu Hause ist, „als wär' es eine von ihnen."[5]) Hyperion und Diotima nennt der Dichter geradezu eine Blume. „Wir waren eine Blume nur, und unsere Seelen lebten ineinander, wie die Blume, wenn sie liebt, und ihre zarten Freuden im verschloßnen Kelche verbirgt."[6]) Nach dieser allgemeinen Betrachtung, die sich als Einleitung zu dem Folgenden nicht entbehren ließ, gehen wir zur Betrachtung der Personifikation im einzelnen über.

I.
Die Personifikation der Natur.

a) Die Personifikation ausgedrückt durch das Epitheton.

Das personifizierende Epitheton ist für den Stil unseres Dichters so charakteristisch, daß wir diesen Abschnitt auch

---

[1]) 173 36 ff.
[2]) 123 7 ff.
[3]) Besonders gern in den Gedichten. Vgl. I 171 4 f., 208 92, 212 104.
[4]) 178 23 f.
[5]) 111 32 f.
[6]) 116 18 ff.

als einen besondern Teil des Epithetons betrachten könnten. Um aber einen Gesamtüberblick zu haben und zugleich eine treffende Einteilung innezuhalten, bringen wir den Abschnitt hier unter der Personifikation.

Wie Freude und Trauer der den Dichter umgebenden Natur durch das Epitheton angezeigt wird, läßt sich an folgenden Beispielen erkennen: ‚heitere Lüfte‘ (143 18) — ‚heitere Mitternacht‘ (93 20) — ‚freudige Kornblume‘ (104 9) — ‚fröhliche Woge‘ (158 8 f.) — ‚freundliche Bäume‘ (25 8) — ‚lustge Inseln‘ (I. 201 12) — ‚froher Äther‘ (I. 83 12) — ‚lächelnder Äther (I. 153 16) — ‚geschäftige Bäche‘ (I. 217 61) — ‚zärtliche Lüfte, (I. 155 38). — Oder um das Gegenteil dieser frohen Stimmung anzudeuten: ‚düstere Regentage‘ (82 19) — ‚finstere Bäume‘ (83 20) — ‚rasende Flamme‘ (172 27 f.) — ‚die trauernde Erde‘ (165 35) — ‚der hadernde Ozean‘ (I. 51 33) — ‚zürnende Waldstrom‘ (I. 128 30) — ‚trotzende Felsen‘ (61 28).

Andererseits kennzeichnet der Dichter das Ruhige, Friedliche in der Natur durch entsprechende charakterisierende Epitheta. So nennt er die Blumen ‚schlafend‘ (202 11), oder ‚bescheiden‘ (137 33), den Mond ‚schüchtern‘ (104 16), die Bäume ‚unschuldig‘ (116 7). Sonst personifiziert H. noch durch folgende Epitheta: ‚stumme, entblätterte Landschaft (85 39) — ‚lebensmüde Erde‘ (104 7) — ‚schweigende Erde‘ (169 29) — ‚sterbend Laub‘ (197 10) — ‚das schlummernde Land‘ (142 41) — ‚die schlafende Blume‘ (202 11). — Als der Frühling wieder in Athen einkehrt, da braucht der Dichter, um die Schönheit desselben zu schildern, das Bild: ‚die Sonne ging schamrot auf über den Herrlichkeiten der Erde‘ (137 347). Vgl. außerdem: 23 7. 47 37. 79 19. 86 19. 100 8 f. 112 33. 138 18. 179 39. I. 46 28. 77 30. 86 17. 106 15. 155 11. 156 67. 198 2 a. 274 24. 274 105.

b) Die Personifikation ausgedrückt durch das Verbum.

Die reinen Quellen und die unschuldigen Bäume belauschten Hyperion und Diotima (116 5 ff.). Wenn Diotima unter den Blumen im Mai geht, so nicken die lieblichen Pflanzen ihr freundlich zu (190 32 f.). Am Abend erhebt „die Pflanze aus dem Mittagsschlummer ihr gesunken Haupt“ (179 36 f.). Die Cypresse trauert (28 14 f.), der Ahorn hört heilige Gespräche (176 36 f.), das Bild des Myrtenstrauchs lächelt aus der Quelle (140 9 f.), Ölbaum und Cypresse flüstern (140 8 f.). Die Kinder weinen um den Apfel am Baum, „wenn er ihnen den Mund nicht küßt“ (129 22).[1] „Der Bäume Gipfel schauerten leise“ (175 1). — Die Zweigen fühlen die kalte Dämmerung (125 41 f.), sie beben nach dem Gewitter von den Berührungen des Himmels (70 41 f.). Der Strom jauchzte in die Wälder hinab (79 31 f.). Nach den ersten Siegen steht Hyperion an den Ufern des Eurotas; der alte Flußgott rauscht mahnend vorüber, und Hyperion wirft zum Zeichen, daß es ihm mit der Befreiung Griechenlands Ernst ist, eine Blume in die Wellen (163 34). Aber er hat vergebens versucht, mit ‚einer Räuberbande sein Elysium‘ zu pflanzen. Auch jetzt nimmt der Eurotas teil an dem Schmerz des Helden. „Am Eurotas hat mein Leben sich müde geweint, ach! am Eurotas, der in rettungsloser Schmach an Lacedaemons Schutt vorüberklagt mit allen seinen Wellen“ (167 14 ff.). „Durch die Dornen irrt der Bach, er sucht den Vater Ozean“ (18 1 f.) Der auch sonst nicht ungewöhnliche Tropus ‚das Morgenlicht weckt aus dem Schlafe‘, erhält sofort durch ein Epitheton eine poetische Form: „wenn das freundliche Morgenlicht mich weckte“ (47 39 f.) Der alte Mythus, der Sonne und Mond als Lie-

[1]) Vgl. I 89 7 a f. Der Obstbaum reicht freundlich den Apfel herunter.

bende auffaßt,[1]) kehrt wieder in den Worten: „Seitwärts ahmt das Mondlicht hinter westlichem Gewölk den Niedergang des Sonnenjünglings, wie aus Liebe schüchtern nach" (179 41 ff.[2]) — Das Meer kocht (68 33 f.); Meer und Erde schläft (28 9 f.), ist selig verstummt (84 16). Die Wellen hüpfen (38 19 f.), die Wogen der Meersflut spielen unter sich (85 13 f.). Wenn der Sonnenstrahl den Boden spaltet, hört man „ein leises Ächzen der Erde" (28 12 f.). — Wie scharf der Dichter sieht, und wie er diesen erschauten Vorgang in den Einzelheiten zu personifizieren versteht, sei an einigen Beispielen gezeigt: „Das Feuer geht empor in freudigen Gestalten, aus der dunklen Wiege, wo es schlief, und seine Flamme steigt und fällt, und bricht sich und verschlingt sich freudig wieder, bis ihr Stoff verzehrt ist, nun raucht und ringt sie und erlischt" (98 27 ff.). — Den im Jahre 1799 erschienenen zweiten Teil seines Romans beginnt der Dichter mit einer Schilderung des Herbstes, den er einen „Bruder des Frühlings" nennt: „In den heitern Lüften zögerten wandernde Vögel, andre schwärmten im Weinberg und im Garten und ernteten fröhlich, was die Menschen übrig gelassen" (143 18 ff.). Wenn die untergehende Abendsonne die schneebedeckten Berggipfel beleuchtet, so deutet das der Dichter als ein ‚Erröten' (126 28 f.).

Personifikationen dieser Art finden sich außerdem: 18 1 f. 23 5. 25 3 ff. 39 18 ff. 72 12 f. 79 34 f. 79 42 f. 82 8. 84 17 ff. 84 20 f. 106 34 f. 125 40 ff. 143 22 f. 154 4 f. 162 21 f. 170 23 ff. 181 11 f. 203 8 f.

---

[1]) Vgl. Roscher, Wilh. Heinr.: Über Selene und Verwandtes. Leipzig 1890. = Studien zur griechischen Mythologie und Kulturgeschichte vom vergleichenden Standpunkt. Herausgegeben von W. H. Roscher. 4. Heft.

[2]) Vgl. H. Heine: Buch der Lieder, Nordsee, Erster Cyclus, Sonnenuntergang V. 11 ff., wo H. dieses Bild mit der diesem Dichter eigenen Virtuosität weit ausmalt.

II.
Die Personifikation der Abstrakta.

a) Durch das **Epitheton**: Abstrakta werden verhältnismäßig häufig personifiziert. Für das Epitheton fanden sich folgende Beispiele: niedergedrückte Wünsche (29 19), sterbliche Gedanken (68 14), kranke Trauer (97 2), blutende Erinnerung (113 35), tobende Hoffnungen (113 37), kriechendes Jahrhundert (147 4).

b) Durch das **Verbum**: Hölderlin war ein großer Verehrer Platos, aus dessen ‚Symposion' er ja auch den Namen für seine Geliebte entlehnte. Wie dort Sokrates durch Diotima erfährt, was Liebe ist, so geht Hölderlin das Wesen der echten Liebe auch erst durch Diotima-Gontard auf, denn das Maulbronner Liebesverhältnis mit Luise Nast ist doch nur als eine Jugendschwärmerei anzusehen, wie sie bei einem idealen Jünglingsherzen selten ausbleiben wird.[1]) Ein deutlicher Anklang an Platos ‚Symposion' findet sich gleich zu Beginn des Fragmentes ‚Hyperions Jugend'. Hier gibt der Dichter in Anlehnung an Plato die Erklärung für das Entstehen der Liebe: „als der Überfluß mit der Armut sich gattete, da ward die Liebe" (13 21 f.) vgl. 14 7 f. 14 11 ff.[2]) Eine lebhafte Personifikation empfinden wir in den Worten: „unsere Gedanken durchwanderten die Erde (85 22) oder: „endlich regte sich doch hie und da ein Gedanke in mir, und schloß sich fröhlich an die

---

[1]) Vgl. Klein-Hattingen, Oskar: Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines. Berlin 1901 (324 Seiten!!). Alle auch nur irgendwie zu verwendenden Stellen aus Briefen etc. sind in breitester Ausführlichkeit wiedergegeben. Vgl. die Besprechung im „Euphorion" 1901, S. 779 ff. durch Eduard Caste (Wien).

[2]) Zinkernagel: a. a. O. S. 74 f. hat meines Wissens zuerst auf diese Stelle hingewiesen. Er gibt die Sätze in der meisterhaften Übersetzung Schleiermachers wieder. Der betr. Satz lautet im Original: *ἡ οὖν Πενία ἐπιβουλεύουσα διὰ τὴν αὑτῆς ἀπορίαν παιδίον ποιήσασθαι ἐκ τοῦ Πόρου, κατακλίνεταί τε παρ' αὐτῷ καὶ ἐκύησε τὸν Ἔρωτα.* (Symposion 203 C.).

ihrigen (Melites) an" (28 30 ff). Der letzte Gedanke ist eigentlich ein ganz geläufiger Ausdruck, der aber durch die nähere Bestimmung ‚fröhlich' eine besonders lebhafte und poetische personifizierende Form erhält. Der eine von Alabandas Freunden wird folgendermaßen beschrieben: „Grimm und Liebe hatt' in diesem Menschen gerast, und der Verstand leuchtete über den Trümmern des Gemüts . . ." (90 32 ff.). — ‚Verirrungen — schlummern' (17 27 f.). — ‚Furcht umzäumt das sichre Land' (49 29 f.). — ‚du wirst nicht zürnen, daß der Schmerz zum Manne mich schmiedete' (65 24 f.). — ‚. . legt die Tugend den zürnenden Harnisch . . weg' (68 36). — ‚. . wenn der Schmerz . . der . . Freude entgegengeht' (100 2 f.). — ‚wohin man siehet, liegt eine Freude begraben' (103 19). — ‚. . so tobte die Freude . .' (119 7 f.). — ‚meine Liebe war begraben . .' (115 20 f.). — ‚die Liebe zürnt . .' (124 18 f.). — ‚der Stolz brach in Thränen aus . .' (119 29 f.). — ‚. . Stunden . . begegneten uns' (143 27). — ‚. . Wünsche . . verschmachten . .' (175 24). — ‚. . Leidenschaft nagt am Herzen' (197 25 f.). — ‚mein Denken entschlummerte in mir' (203 17 f.) [1])

---

[1]) Häufige Personifikationen der Abtrakta (Allegorien) finden sich auch in den Gedichten, vor allem in dem Hymnencyclus. Es mögen einige der schönsten angeführt werden:

„Durch der Liebe Blick genesen,
Freut' und küßte brüderlich
Groll und wilder Hader sich". (115 36 ff.).

„Jauchzend um die Blumenhügel
Grüßten Gram und Sorge sich" (118 37 f.).

In einem Briefe an Nast aus dem Jahre 1788 findet sich eine humorvolle hierher gehörende Stelle, die ich der Seltenheit wegen anführe: „Meine Gedichte sind wirklich auf der Wanderschaft; — wann sie wieder ohne blutige Köpfe nach Haus kommen — und sie ihr Hr. Papa Hölderlin nicht aus väterlicher Vorsicht wieder ein halb Jahr ins Pult einsperrt, (denn es sind gar zu dumme Jungen) nun ja! wann diß nicht ist, sollen sie auch nach Leonberg marschiren". (Br. 51). Humor findet sich sonst auch in den Briefen äußerst selten.

III.

Sonstige Personifikationen.

Auffallend gering ist die Zahl von Personifikationen, die hier noch zu nennen sind. Sie haben für die Gesamtbetrachtung wenig Bedeutung und seien nur der Vollständigkeit halber noch kurz genannt.

a) durch das Verbum: „wo ein ... Tempel ... aus den Ulmen hervor ... blickte“ (79 13 ff.). — „Eine Marmorbüste des göttlichen Sängers (= Homers) ... lächelte ...“ (34 10). — „Fünf liebliche Säulen trauerten über dem Schutt“ (79 15 f.). — „Unsere Schiffe sind wach“ (187 29 f.), vgl. 88 19, 92 21 f., 97 11 f, 98 1.

b) durch das Epitheton: Die Vorhänge an den Fenstern von Diotimas Hause nennt der Dichter ‚neidisch‘. Es erscheint ihm, als wollten sie voll Neid die Geliebte möglichst lange verbergen (125 14 f.). — ‚In der Schlacht durchwühlen die zornigen Schiffe den Boden (182 42 f.); im Frühling wimmelt der Hafen von jauchzenden Schiffen‘ (23 23).

IV.

Schlußbetrachtung.

Die Personifikationen sind also, wie wir sahen, zum größten Teil aus der Natur entnommen; das entspricht der Beobachtung, die wir bei den Vergleichen gemacht. Sie zeichnen sich meistens durch eine große poetische Schönheit und Prägnanz der Form und des Inhalts aus. Daneben finden wir häufige Allegorien, Personifikationen von abstrakten Begriffen. In fast allen Fällen liegt die Personifikation im Epitheton oder im Verbum ausgedrückt, fast niemals im Substantiv.

Eine Betrachtung der Naturschilderung würde das Bild der personifizierenden Apperzeptionsform aufs beste

ergänzen. Hierüber hat jedoch Lothar Böhme[1]) das Notwendige festgestellt. Er kommt zu dem Schluß, daß Hölderlin die Landschaft nicht entwickelt, sondern daß er Zustandsschilderungen gibt.[2]) Es läßt sich kaum feststellen, welches Landschaftsbild dem Dichter bei seinen Schilderungen vorgeschwebt hat. Im allgemeinen wird ihm die mitteldeutsche Landschaft Vorbild gewesen sein. Da ihm Griechenland persönlich unbekannt war, so erscheinen auch die Landschaftsbilder im ‚Hyperion' in Farben getaucht, „die der freien Einbildungskraft entstammen".[3]) Der Unterschied in der Naturschilderung läßt sich im ‚Wanderer' am besten feststellen. Wie prächtig und lebendig ist das „heitere' deutsch-liebliche" Bild der Heimat gezeichnet! wie unbestimmt dagegen das Bild der afrikanischen Wüste und des Nordpols, das „weder durch sinnliches noch durch inneres Anschauen gemalt" ist.[4])

§ 3. Die Metapher.[5])

Bei einer Stiluntersuchung Hölderlins ist eine Unterscheidung der beiden so verwandten Arten des bildlichen

[1]) Böhme, Lothar: Die Landschaft in den Werken Hölderlins und Jean Pauls. Diss. Leipzig 1908.

[2]) a. a. O. S. 28.

[3]) Brandes, Georg: Die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Leipzig 1887. Bd. II: Die romantische Schule in Deutschland. S. 45.

[4]) Goethe an Schiller, 28. Juni 1797. W. A. IV. Abt. 12. Bd. S. 171 4 ff.

[5]) Aus der großen Literatur über die Metapher hebe ich die mir am wichtigsten erscheinenden hervor: Wundt, W.: Völkerpsychologie. Leipzig 1900. I. Bd. 2. Teil S. 551 ff. — Elster: a. a. O. S. 374 ff. — Calvör, W.: Der metaphorische Ausdruck des jungen Wieland. Eine Studie zur Geschichte des poetischen Sprachgebrauchs im 18. Jahrhundert. Diss. Göttingen 1906. — Biese, Alfred: Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie. Ein Beitrag zur vergleichenden Poetik. Berlin 1889. Ders: Die Philosophie des Metaphorischen. Hamburg und Leipzig 1893. — Mauthner, Fritz: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 3 Bde. Stuttgart und Berlin 1901/02. Metapher: Bd. II S. 465—549. — Brinkmann, Fr.: Die Metaphern. I. Bd. Die Tierbilder in der Sprache. Bonn 1878.

Ausdrucks, des Vergleichs und der Metapher, unbedingt notwendig. Meistens faßt man ja mit dem Ausdruck Metapher den Vergleich, die eigentliche Metapher und die Personifikation zusammen, und wenn man von den zahlreichen und kühnen Metaphern Hölderlins redet,[1] so faßt man diesen Begriff auch in diesem Umfang. Der Unterschied zwischen Vergleich und Metapher ist der, daß der Vergleich einen Gedanken mit einem andern in Parallele setzt, und beide ausdrückt; die Metapher dagegen gibt statt des eigentlichen Gedankens nur den analogen aus einem andern Gebiet wieder. Für den Stil Hölderlins hat die metaphorische Apperzeptionsform längst nicht die Bedeutung wie der Vergleich. Der Grund liegt darin, daß der Dichter die weiter ausmalende Form des Vergleichs der kürzeren Form der Metapher vorzog.

Die Form ist wie bei Kleist[2]) meistens so, daß das Bild mit der Sache grammatisch verbunden wird.

A. Die Lebensgebiete der Metaphern.

I.
Der Mensch.

a) Der menschliche Körper gab das Bild in folgenden Fällen: „Arme der unschuldigen Vergangenheit" (69 29 f.), — ‚im Auge des Himmels' (100 15), — ‚im Busen der Erde' (100 15 f.), — ‚in den Schoß der Natur' (129 29), — ‚Sterne sproßten aus dem Schoße der Nacht' (175 2 f.).[3])

b) Verschiedene Metaphern, soweit sie auf den Menschen Bezug haben: ‚des Schicksals eherner Wagen' (16 16 f). Eine sehr kühne Metapher findet sich in den Worten Alabandas an Hyperion: „Schweig' . . . und brauche

---

[1]) So z. B. Dilthey: a. a. O. S. 396.
[2]) Vgl. Minde-Pouet: a. a. O. S. 159 ff.
[3]) Vgl. I 37 38 ‚des Neides Zungen'.

meinen Namen nicht zum Dolche gegen mich“ (94 25 f.).[1] — ‚Konnt' ich die Freuden einer Welt in einer Schale dir reichen?‘ (175 30 f.)[2] — ‚Schule des Schicksals und der Weisen‘ (11 5 f.). — vgl. 17 11. — Die Sterne nennt Alabanda ‚Buchstaben, womit der Name der Heldenbrüder am Himmel geschrieben ist‘ (93 22 f.). — ‚Tod des Abschieds‘ (153 3). — ‚Leichnam der zerschmetterten Flotte‘ (138 16). — ‚Totenstille (122 15). — ‚Himmelswort‘ (27 17). — ‚Donnerworte‘ (85 20). — ‚Wiege des Quells‘ (202 25). — ‚Wonnegesang‘ (68 13). — Den Gesang Diotimas bezeichnet der Dichter als ‚Seelentöne‘ (111 12 f.), vgl. 78 1, 78 8, 11 19 f., 13 5 f., 64 20, 84 40 f., 107 37 ff., 73 5.

Ganz gering ist die Zahl der durch das Verbum ausgedrückten Metaphern; vgl. 87 18, 103 4 f., 142 4 ff., 156 28 f., 167 15, 167 17 f., 168 36 f., 199 41 f.

II.
Die Natur.

Die Naturmetaphern sind zahlreicher und entschieden poetischer als die vom Menschen entnommenen. Das erklärt sich wie bei den Vergleichen, so auch hier aus dem Charakter des Dichters, der die Natur besser verstand als die Menschen, dem darum die Naturschilderung besser gelang, als die Charakterzeichnung.

[1] Vgl. I 37 41, E. 222 135 f. Eine noch kühnere Metapher gebraucht H. v. Kleist: Penthesilea, 24. Auftr. V. 3025 ff., wo Penth. sagt:

„Denn jetzt steig' ich in meinen Busen nieder,
. . . und grabe, . . .
Mir ein vernichtendes Gefühl hervor.
. . . .
. . . .
Trag' es der Hoffnung ew'gem Amboß zu,
Und schärf' und spitz' es mir zum Dolch;
Und diesem Dolch jetzt reich' ich meine Brust“.

Minde-Pouet (S. 163) bezeichnet diese Metapher als das Kühnste, wohl das Stärkste in der deutschen Sprache überhaupt.

[2] I 260 10 werden die Gletscher als „silberne Opferschalen“ bezeichnet.

a) Tierleben.

‚Fittiche der jungen Seele' (53 38), — ‚mit Adlerseile wollt' ich mich flüchten' (55 35), — ‚o es sind heilige Tage, wo unser Herz zum ersten Male die Schwingen übt' (70 18 f.), — ‚der Löwe Demosthenes' (130 19).

b) Pflanzenleben.

‚Wurzel seines Wesens' (10 44 f.). — ‚Rosenlicht der Hoffnung' (17 5). — ‚Der Jugend Rosen' (190 24). — ‚Sie war die Botin der Freude, diese Trauer, sie war die grauende Dämmerung, woran die unzähligen Rosen des Morgenrots sprossen' (125 9 ff.).[1] — Die Erde nennt Hyperion ‚eine der Blumen des Himmels' (109 36), die Freuden der Verwandtschaft und Liebe, ‚süße Blumen' (75 37 f.). Diotima will keine Kinder, denn sie gönnt sie der Sklavenwelt nicht; „die armen Pflanzen welken mir ja doch in dieser Dürre vor den Augen weg" (178 5 f.), unser Leben ist „ein Pflanzenleben" (24 5). Die Dichtungen Homers und seiner Zeiten, die Prophezeiungen und Offenbarungen sind ‚schöne jugendliche Myrten der Vorwelt' (36 29 ff.), vgl. 25 39, 57 6, 123 29 f., 125 22 ff., 127 39 f., 165 37 f., 174 8 f., 194 13, 196 14 f.[3])

c) Naturerscheinungen.

‚Äther des Gedankenreichs' (14 25). — ‚Frühling meines Herzens' (27 1), vgl. 61 24 f., 89 36.[4]) — ‚Die Nacht der Wälder' (110 34 f.), vgl. 14 39, 22 25, 47 5, 99 10, 75 31, 201 36. — Das eigenartige und wenig charakteristische Bild „wenn auch der Liebe sanftes Mondlicht untergeht, die höhern Sterne ihres Himmels leuchten noch immer"[5])

---

1) Vgl. I 82 49, 214 21 b f.
2) Vgl. I 175 44, 273 72.
3) Vgl. I 132 17, 150 3. 162 43 f.
4) Vgl. I 146 56, 147 30.
5) 169 9 f.

hat im Entwurf zu diesem Brief eine viel prägnantere und schönere Form: „wenn auch die Blüthe der Liebe wegfällt, ihre Wurzel bleibt doch immer“.[1]) vgl. außerdem 180 38 f, 149 33 f., 157 10 f., 169 23 f., 180 41.

Sehr schöne Metaphern entnimmt Hölderlin dem Wasser: z. B. ‚Woge der Liebe‘ (129 29), — ‚Ozean von goldnen Ähren‘ (132 23), — ‚im Meere der Schönheit‘ (127 32). — ‚Ebb’ und Flut des Herzens‘ (117 6 f.).[2]) — Strom der Vergänglichkeit (37 15 f.). — ‚Fluten der Freude und Begeisterung‘ (74 24 f.). — Die Augen der Geliebten erscheinen Hyperion als ‚berauschende Quellen‘ (159 12), — ‚sie war mein Lethe . . . woraus ich die Vergessenheit des Daseins trank“ (114 18 f.), vgl. 22 20 f., 46 40, 96 39, 155 29 f., 144 2, — 25 2, 34 5 f., 25 28 ff., 107 4 f.

d) Sonstige Metaphern aus der Natur.

‚Schatten von Liebe‘ (21 26 f.), — ‚fröhliches Gewebe von Hoffnungen‘ (59 42 f.), — ‚Stoppelfeld des Lebens‘ (14 12 f.), — ‚über uns blüht die Wiese des Himmels mit all ihren funkelnden Blumen‘ (179 40 f.), vgl. 22 13 f., 57 3 f., 68 30 f., 70 14, 77 38, 93 7 f., 98 23.

III.
Metaphorischer Gebrauch der Abstrakta.

‚Feuerprobe des Herzens‘ (22 33, 47 17). — ‚Welt von Gedanken‘ (26 26 f.), — ‚Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit‘ (122 2), — ‚Himmel der Vollendung‘ (107 18), — ‚Labyrinth der Zukunft‘ (108 32), — ‚Verirrungen der Liebe‘ (15 25 f.), vgl. 18 36, 37 12, 141 13, 180 39, 108 30 f., 109 31 f., 111 10, 132 10, 16 19, 16 20 f.

---

[1]) Konzept eines Briefentwurfs im Besitz der Stadtbibliothek in Homburg v. d. H. Vgl. Anhang S. 93.

[2]) Dasselbe Bild findet sich bei Heine:

„Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb’ und Flut“.

(= Buch der Lieder: Heimkehr 8 9 f.).

B. Die vier Arten der Metapher.

Nach Elsters[1]) Forderung wäre es jetzt wieder unsere Aufgabe, die vier Arten der Metapher zu untersuchen, d. h. festzustellen, in welchen Fällen

1) dem Geistigen ein Physisches,
2) dem Physischen ein anderes Physisches,
3) dem Physischen ein Geistiges und
4) dem Geistigen ein anderes Geistiges

gegenübersteht. Aber einmal ist diese auf Aristoteles basierende Art der Unterscheidung bei der Metapher noch schwieriger als beim Vergleich, es läßt sich im einzelnen häufig sehr schwer feststellen, ob die Analogievorstellung dem geistigen oder dem körperlichen Gebiet entnommen ist. Ein Versuch, die Sphären zu scheiden, ist beim Vergleich gemacht worden. Das Resultat, das sich bei der Untersuchung der Metapher ergab, war folgendes: im ‚Hyperion‘ finden sich ungefähr 70 % sinnliche und ungefähr 30 % unsinnliche Metaphern. Danach läßt sich auch bei der Metapher wohl behaupten, daß das Hauptstreben auf die Deutlichkeit des Gedankens gerichtet ist. Aber auch hier läßt sich das im Einzelfalle schwer entscheiden; sehr oft muß das subjektive Empfinden den Ausschlag geben.

§ 4. Die Antithese.[2])

Hölderlin und Nietzsche „leben in der großen Antithese zwischen der höheren Menschheit, die kommen soll mit ihrer Schönheit, mit ihren Helden und ihrer Stärke, und der Vulgarität um sie her, der Verkrüppelung der Gestalt der Seele in hundert Formen.“[3]) Tatsächlich

---

[1]) a. a. O.
[2]) Über die Antithese vgl. R. M. Meyer: a. a. O. S. 121 ff. — Elster: a. a. O. S. 395 ff. — Weidmann, Joseph: Parallelismus und Antithese in Goethes T. Tasso. Diss. Greifswald, 1911.
[3]) Dilthey: a. a. O. S. 396.

könnte man das Leben und Schaffen unseres Dichters als eine einzige große Antithese bezeichnen. Von weichen Frauenhänden gehegt und gepflegt kommt er zuerst auf die Denckendorfer, dann auf die Maulbronner Klosterschule. Seine Briefe aus dieser Zeit lassen seine gedrückte Stimmung auf fast jeder Seite erkennen. Erleichtert atmet er auf, als er endlich mit achtzehn Jahren die Universität Tübingen beziehen kann. Aber welche Enttäuschung! Welcher Gegensatz zu seinen Hoffnungen! Statt der Freiheit — äußerster Zwang! Statt ungebundener Lebenslust — strengste Abgeschlossenheit. In solchen Gegensätzen geht das ganze Leben weiter. Hölderlin fühlt sich zum Höchsten berufen und muß das armselige Amt eines Hofmeisters ausüben. Im Herzen die größte Sehnsucht nach Frieden und ruhigem Schaffen in der Stille — in Wirklichkeit umhergetrieben von einer Hofmeisterstelle zur andern! Das Innere übervoll von Gedanken und Ideen, die zur Gestaltung drängen: da kommt plötzlich der Wahnsinn und nimmt dem ideenreichen Künstler für immer die Feder aus der Hand! Das ist das Leben, das sind die zertrümmerten Hoffnungen dieses unglücklichsten aller Dichter!

So verfließt das Leben in einer Kette von Antithesen. Diese inneren Gegensätze finden ihren Niederschlag im Stil. Der ‚Hyperion‘ ist voll von Antithesen, und zwar von durchweg guten, d. h. scharfen Antithesen; denn sehr richtig behauptet R. M. Meyer[1]) im Gegensatz zu Jean Paul, daß eine Antithese nicht nur richtig, sondern auch scharf sein muß. „Je schärfer, desto wirksamer.“ Es wäre nun gewiß eine lohnende Aufgabe, ähnlich wie Weidmann es für den Tasso getan, die einzelnen Antithesen im ‚Hyperion‘ zu untersuchen. Für unsern Zweck genügt ein allgemeiner Überblick über die Antithesen.

[1]) a. a. O. S. 123.

Schon das metrische Fragment[1]) ist ganz durchsetzt von solchen scharfen Antithesen:

„Oft sah[1] und hört'[1] ich freilich nur zur Hälfte,
Und sollt' ich rechtwärts[2] gehn, so ging ich links,[2] [2])
Und sollt' [ich] eilig einen Becher[3] bringen,
So bracht' ich einen Korb[3], und hatt' ich auch
Das Richtige gehört[4], so waren, ehe noch
Gethan[4] war, was ich sollte, meine Völker[5]
Vor mich getreten, mich zum Rat[6], und Feinde[5],
Zu wiederholter Schlacht[6] mich aufzufordern.
Und über dieser größern[7] Sorg' entfiel mir dann
Die kleinre[7], die mir anbefohlen war.
Oft sollt' ich stracks in meine Schule[8] wandern,
Doch ehe sich der Träumer es versah,
So hatt' er in den Garten[8] sich verirrt . . .“

Wir sehen also schon an diesen wenigen Zeilen, wie der eine Gedanke jedesmal durch den entgegengesetzten gehoben wird. Meist sind die Begriffe konträr, d. h. sie drücken den größten Gegensatz aus; z. B. rechtwärts — links; meine Völker — meine Feinde; größere — kleinere.

Wie der Satzbau größtenteils den Parallelismus der Glieder zeigt, so treten auch die Antithesen innerhalb eines Satzes gern in der Form der Parallele auf, z. B.

„Laßt vergehen, was vergeht . . . .
es vergeht, um wiederzukehren,
es altert, um sich zu verjüngen,

[1]) S. 9 f.
[2]) Vgl. Schiller: Räuber IV 3 = Krit. Ausg., herausgegeben von K. Goedecke. II 161 17 „Geh du linkwärts, laß mich rechtwärts gehn“.

es trennt sich, um sich inniger zu vereinigen,
es stirbt, um lebendiger zu leben." (36 22 ff.)

oder:

„Er ist alles, und darum ist er nichts für sich.
Er entbehrt nicht, weil er nicht wünschen kann;
er leidet nicht, denn er lebt nicht." (13 32 ff.)

oder:

„Handwerker siehst du, aber keine Menschen,
Denker, aber keine Menschen,
Priester, aber keine Menschen,
Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute,
aber keine Menschen." (198 23 ff.)

Hier wirkt die stete Wiederkehr des Nomens ‚Mensch' wie ein Refrain und hebt den Gegensatz, der zwischen den Deutschen und den Menschen, wie sie Hölderlin als Ideal erscheinen[1]), besonders scharf hervor. — Welch bewundernswerte Fülle von Antithesen oft in einem Satz sein kann, sei noch an einem Beispiel gezeigt: Einer von den Freunden Alabandas schildert sein Leben folgendermaßen: „wir irrten oft, wir hofften viel und taten wenig. Wir wagten lieber, als wir uns besannen ... wir sprachen viel von Freude und Schmerz, und liebten, haßten beide .... Vom Bettelstabe bis zur Krone warf es (= Schicksal) uns auf und ab." (91 30 ff.)

Weitere Beispiele: 13 42 ff., 35 10 ff., 40 3 f., 44 23 ff., 55 20, 69 19 ff., 84 33 ff., 121 37 ff.

---

[1]) Was der Dichter unter diesem Idealbild eines Menschen versteht, kann man aus den Worten Hyperions an Bellarmin entnehmen: „schöne Wesen, oder, was dasselbe ist, Menschen" (131 31 f.). Sonst gebraucht der Dichter auch direkt den Ausdruck: „schöne Seele"; ihm erscheint ebenso wie Schiller die „schöne Seele", d. h. der Mensch, der freiwillig ohne innere Nötigung das Gute tut, als das Ideal schöner Menschlichkeit. Übrigens findet sich in diesem Brief das Wort ‚Mensch', resp. ‚menschlich' 39 mal! Man könnte es das Schlagwort des Briefes nennen.

Außerordentlich häufig gebraucht Hölderlin die im Mhd. so beliebten zweigliedrigen Formeln, die sogen. „Zwillingsformeln“[1]), in denen häufig eine Antithese zum Ausdruck kommt. So ist z. B. der Satz:

„. . . und die Thoren und die Klugen
und die Einfältigen und die Weisen
und alle Laster und Tugenden
der Roheit und Bildung

stehen, ohne gedungen zu sein, in unsrem Dienst . . .“ (92 7 ff.) ganz aus solchen antithetischen Zwillingsformeln zusammengesetzt; vergl. außerdem:

‚Leben und Tod‘ (36 4)
‚Freud’ und Wehmut‘ (21 24)
‚Tiefen und Höhen‘ (73 12)
‚Lust und Trauer‘ (110 10)
‚Freude und Leid‘ (121 39)
‚Wonne und Schmerz‘ (169 18)
‚Herrn und Knechte‘ (198 25)
‚Jungen und gesetzte Leute‘ (198 25).

Dagegen muß bemerkt werden, daß das Stilmittel der Antithese bei der Schilderung der Charaktere, wo es am wirksamsten gewesen wäre, vom Dichter nicht angewandt ist. Der Roman enthält eben keine Charaktere, keine Menschen, die aus Gut und Böse zusammengesetzt sind; der ideale Dichter schafft Idealgestalten, idealistische Schwärmer. Nach einem gewissen Schema sind auch die drei Freunde Alabandas gezeichnet, alle drei gleichen sich in der äußern Ruhe, und nur ganz leise deutet der Dichter den verschiedenen Ursprung dieser Ruhe an.

---

[1]) Vgl. Meyer, R. M.: Die altgermanische Poesie nach ihren formelhaften Elementen beschrieben. Berlin 1889. S. 240 ff.

Die beiden Steigerungen der Antithese, der Chiasmus,[1] die „in Bewegung gesetzte Antithese", und die Klimax[2] haben für Hölderlin wenig Bedeutung.

Chiasmus:

„Stille war mein Leben,
mein Tod ist beredt" (192 21 f.).

Chiasmus mit Klimax verbunden:

„Ein Held ist der **Jüngling**,
der **Mann** ein Gott . ." (174 40 f.).

Klimax:

„Es ist **erfreulich**, wenn Gleiches sich
zu Gleichem gesellt,
aber es ist **göttlich**, wenn ein großer Mensch
die kleinen zu sich aufzieht" (71 25 ff.).

Elster[3]) teilt die Antithesen folgendermaßen ein:

1. disjunkte Begriffe d. h. solche, die beliebig nebeneinander geordnet sind; z. B. Deutsche und Franzosen,
2. korrelate Begriffe, d. h. solche, die eine Wechselbeziehung ausdrücken; z. B. Bruder und Schwester,
3. konträre Begriffe, d. h. solche, die den denkbar größten Gegensatz ausdrücken; z. B. gut und böse,
4. kontingente Begriffe, d. h. solche, die den denkbar kleinsten Unterschied darstellen; z. B. Nord und Nordwest.

Oft ist es schwer zu entscheiden, welcher Begriff nun jedesmal vorhanden ist. Hier geht es, wie bei den vier Arten der Vergleiche und der Metaphern; oft läßt sich kaum feststellen, ob man die Begriffe als beliebig nebeneinander geordnet betrachten soll, oder ob sie den größten oder kleinsten Unterschied darstellen. Bis aber ein großer Geist neue und allgemein passende Begriffe geschaffen hat, gibt diese Einteilung doch eine gewisse

---

[1]) R. M. Meyer: a. a. O. S. 125 ff.
[2]) ibid. S. 127 f.
[3]) a. a. O. S. 396. E. verweist bei dieser Einteilung auf Wundt, Logik. 2. Aufl. Bd. I. S. 134. Stuttgart 1893.

Handhabe für die Untersuchung. Das Resultat für die Untersuchung im ‚Hyperion‘ ist folgendes: Hölderlin gebraucht meistens konträre Antithesen; kontingente und korrelate finden sich fast gar nicht, disjunkte nur in wenigen Fällen. Somit ist also die Anforderung, die an die gute Antithese bei Beginn der Betrachtung gestellt war, bei Hölderlin erfüllt.

Anmerkung: Elster [1]) unterscheidet noch eine vierte Art des bildlichen Ausdrucks, die symbolische Apperzeptionsform. Da dieselbe für Hölderlin's Stil wenig Bedeutung hat, lassen wir sie unberücksichtigt.

Zweites Kapitel.

Das Epitheton. [2])

Wir kommen nunmehr zu dem Stilmittel, „das uns im Kleinen die ganze Physiognomie eines Stils Zug um Zug enthüllt und am zweifellosesten wiedererkennen läßt: dem Epitheton.“ [3]) Und Jean Paul [4]) prägt das bekannte Wort: „Die Beiwörter, die rechten und sinnlichen, sind Gaben des Genius; nur in dessen Geisterstunden und Geistertage fällt ihre Säe- und Blütezeit.“ Vorweg sei bemerkt, daß es eine Entwicklung des Epithetons wie bei Goethe oder wie bei Jean Paul, für den es erst jetzt H. Bayer [5]) nachgewiesen hat, bei Hölderlin durchaus

[1]) a. a. O. S. 400–413.
[2]) Über die Aufgabe und Bedeutung des Epithetons informiert am besten: R. M. Meyer, a. a. O. S. 45 ff.
[3]) Hüller, Franz: Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil. = Ephorion XI. S. 140.
[4]) a. a. O. § 78 (ausgew. Werke II. S. 57).
[5]) Bayer, Hermann: Das Epitheton in seiner Entwicklung bei Jean Paul. Diss. Greifswald 1911.

nicht gibt. Er hatte eben eine zu kurze Zeit des Schaffens, um sich zu entwickeln. Für die Erkenntnis des allgemeinen Stilcharakters liefert die Untersuchung des Epithetons den wertvollsten Beitrag. Bei der allgemeinen Betrachtung gewinnt man sofort den Eindruck, daß der Dichter eine große Vorliebe für die Anwendung des Epithetons hat. Das Substantiv allein erscheint ihm zu kalt; das Epitheton muß den zum Ganzen passenden Ton geben.

Wallberg[1]) gibt eine geschickte Einteilung der Beiwörter. Dieselbe läßt sich jedoch für unsern Dichter schlecht anwenden; denn malende und stehende Beiwörter lassen sich bei Hölderlin oft noch schwerer feststellen, als bei Hebbel. Wir unterscheiden darum das Epitheton nach der formalen und nach der inhaltlichen Seite und behandeln unter dem formalen Epitheton das zusammengesetzte, unter dem inhaltlichen das personifizierende, das charakterisierende und das besonders beliebte Epitheton.

I. Formal.

§ 1. Das zusammengesetzte Epitheton.

Bei Betrachtung des formalen Epithetons fällt zunächst die Vorliebe für Zusammensetzungen des Beiworts auf. In diesen ist das Bestimmungswort meistens ein Nomen. Wie kommt der Dichter zu den oft so ungewöhnlichen Bildungen? Offenbar treibt ihn das Bestreben, durch die Zusammensetzung den Eindruck, die Wirkung zu verstärken. Zugleich ist das zusammengesetzte Beiwort meistens anschaulicher und doch kürzer als die gewöhnliche Ausdrucksweise und fast immer poetischer.

---

[1]) Wallberg, Edgar: a. a. O. S. 63—72.

a. als **verstärkendes** Epitheton dient die Zusammensetzung, z. B.:

,alllebendige Welt' (68 15),
,allbegeisternde Flamme' (119 8),
,immergrüne Lorbeer' (85 36),
,wundergroße That' (132 20),
vgl. Gedichte: ,löwenstolze Liebe' (I 50 10),
,löwenkühne Siege' (I 75 4),
,silberlockigter Greis' (I 60 11).

Als Zusammensetzungen können in gewissem Sinne auch die Häufungen von Beiwörtern dienen; sie haben ebenfalls den Zweck der Verstärkung:

„Und denkst du unsrer goldenen Tage nicht mehr? Der holdseligen, göttlich-melodischen?" (180 40 ff.), vgl. I 61 47 ,häßlich hüpfende Affen', I 61 48 ,hirnlos hüpfende Puppen'.

,stumme entblätterte Landschaft' (85 39),
,steile wüste Pfad' (83 9),
,darbendes, angefochtenes, tausendfach geärgertes Herz' (67 33),
,ein feurig strenger furchtbarer Kläger' (85 18),
,das leichte klare schmeichelnde Meer' (106 15),
vgl. 67 35 f., 123 1 f, 163 13, I 253 1 a.

b. Das zusammengesetzte Epitheton dient zur **Kürze.**

Hat Hölderlin auch im allgemeinen nicht die Tendenz, sich kurz und prägnant auszudrücken, so liegt diese Wirkung doch bei manchen Zusammensetzungen vor, wo dadurch ein langer Relativsatz erspart bleibt, z. B. wenn es heißt:

„Raben krächzten Im leichenvollen Hinterhalt" (I 88 10 f.), so ersetzt hier das Epitheton eine weitläufige Umschreibung. Besonders fällt diese Art der Umschreibung auf in dem Jugendgedichte ,Die Bücher der Zeiten', für das Grosch[1] mit Recht den Einfluß des Sturms und

[1] Grosch, R.: a. a. O. S. 21. Vgl. Br. 60: „Da fanden Sie manchen Ausdruck a la Schubert schön, weil er lauter schallte".

Drangs festgestellt hat. Dieses Gedicht, in einem Moment stürmischen Überwallens entstanden, entsprach gar nicht dem Innern Hölderlins. ‚Kraft' und ‚Tat', wie sie der ‚Sturm und Drang' verkörperte, waren ja das Gegenteil von Hölderlins Idealen.

‚herzerfreuende Speise' (112 18),
‚ruhmweissagende Sprüche' (153 30),
‚herzerhaltende Götter' (177 19),
‚allesversuchende Menschen' (192 34 f.):

Als eine zu gewagte Bildung erscheint mir: ‚ein grubennaher Fieberkampf' (I 69 87).

Zur Kürze des Ausdrucks dienen auch die später noch zu erwähnenden Zusammensetzungen mit — ‚all'.

c. Besonders beliebte Zusammensetzungen.

1. mit — los:

‚mühelose Begeisterung' (85 33),
‚absichtslose Güte' (64 25),
‚willenlose Leichname' (86 26),
‚wandellose Schöne' (113 38),
‚mangellose Schönheit' (134 39),
‚grenzenlose Unmacht' (151 11, 175 33),
‚schicksallose Seele' (170 1 f.)
‚thatlos Herz' (182 3),

vgl. E.

‚irrelose Bäume' (250 494),
‚schattenloses Land' (277 1342),

2. mit — all:

‚allbegeisternde Glaube' (119 8),
‚allerfrischende Pflanze' (141 15),
‚allumfassende Gottheit' (143 11),
‚allerschütternde Kriegsmusik' (161 15),
‚allesheilende Mittel' (162 16 f.),

‚allberechnende Barbaren‘ (199 21),

‚allesversuchende Menschen‘ (192 34 f.), ebenso 202 42, vgl. E. 219 41, 286 1571 f.

Die Zusammensetzungen mit — voll finden sich hauptsächlich in den Gedichten.

II. Inhaltlich.

§ 2. Das personifizierende Epitheton.

Das personifizierende Epitheton ist bereits bei der Betrachtung der personifizierenden Apperzeptionsform erwähnt worden. Es ist in der Tat so charakteristisch für die Betrachtung des Beiworts, daß wir es hier als eine besondere Art des Epithetons erwähnen müssen. Im übrigen verweisen wir auf S. 35 f.

§ 3. Das charakterisierende Epitheton.

Meyer[1]) faßt seine Bemerkungen über das Beiwort in den Satz des französischen Philosophen Taine zusammen: „Bezeichne durch das gewählte Epitheton so kurz und schlagend als möglich ein Stückchen Wirklichkeit im Lichte deines Temperaments.“ Bei der Betrachtung des charakterisierenden Epithetons werden wir sehen, daß Hölderlin diese Aufgabe nicht immer erfüllt. Oft bezeichnet er weder ‚kurz‘ noch ‚schlagend‘ ein ‚Stückchen Wirklichkeit‘.

a) Das Epitheton zur Charakterisierung des Menschen.

Im Mittelpunkte des Interesses steht neben Hyperion Diotima. Im Thaliafragment wird die Geliebte — sie hat noch den Namen Melite — folgendermaßen geschildert:

---

1) a. a. O. S. 52.

„Hold und heilig, wie eine Priesterin der Liebe, stand sie da vor mir, so geistig und zart; über dem Lächeln voll Ruh und himmlischer Güte thronte mit eines Gottes Majestät ihr großes begeistertes Auge, und wie Wölkchen ums Morgenlicht wallten im Frühlingswinde die goldnen Locken um ihre Stirne.“ (23 34 ff.) [1])

Und in diesem Tone ist die ganze Schilderung Diotimas gehalten. Der Dichter sucht gleichsam nach den höchsten Ausdrücken, um die Gestalt der Geliebten möglichst einem Idealwesen anzupassen. Deshalb nennt er sie das ‚holde‘ (144 27), das ‚himmlische‘ (126 10, 139 40 f.), das ‚seelenvolle‘ (158 10), das ‚göttliche‘ Mädchen (147 15). An andern Stellen nennt er Diotima das ‚süße Geschöpf‘ (34 30), das ‚selige Kind‘ (147 30 f.), den ‚holden Stern‘ (119 35 f.) Auch die Einzelschilderung des Äußeren paßt sich diesem Gesamtbilde ein. So redet der Dichter von dem ‚reizenden Köpfchen‘ (126 14) mit dem ‚ätherischen Auge‘ (126 16, 150 7), den ‚zarten blühenden Lippen‘ (111 21 f.) und den ‚weichen Wangen‘ (149 11). Ein andermal preist er die ‚Engelsaugen‘ (110 15) und die ‚Wonnelippen‘ (151 19). Weiter nennt er:

‚die göttliche Stimme‘ (111 23),
‚den unschuldigen Athem‘ (109 21),
‚das göttliche Haupt‘ (130 3),
‚die schönen Arme‘ (130 2).

Die Charakteristik Diotimas, die sich allein auf diese Worte stützt, würde genau derjenigen entsprechen, die wir an der Hand des Romans aus der Handlung gewinnen.

[1]) Ganz anders schildert z. B. Goethe im „Werther“ Lotte: „Ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid, mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust anhatte“. (16. Junius W. A. Bd. 19 S. 26 21 ff.). Welch ein Unterschied! Bei Goethe einfach, plastisch, bei Hölderlin viel weniger anschaulich, mehr überirdisch. Hölderlin spricht von dem großen begeisterten Auge, Goethe von „Lottens schwarzen Augen“. (8. Julius. W. A. Bd. 19 S. 50 26).

Der Dichter will, ja kann auch keine irdischen Wesen mit Fehlern und Schwächen schildern; er zeichnet Idealbilder, wie er sie sich erträumt.

Ebenso hat die Charakterzeichnung der anderen Personen etwas Schablonenhaftes an sich, wie es sich schon an den charakterisierenden Beiwörtern erkennen läßt. — Die Mutter wird ‚ein denkend zärtlich Wesen' genannt (109 13). Am Tage des Abschieds besucht sie Hyperion: „Da saß die edle Frau und streckte mir die schöne Hand entgegen" (149 16 f.) —

Der Bruder ist „ein schlichter, fröhlicher Junge" (109 13 f.) —

Verhältnismäßig am schärfsten ist noch Alabanda charakterisiert; ihn kennzeichnen Ausdrücke wie: „der stolze Mensch" (160 3), „der königliche Jüngling" (168 3) oder „der Sorgenfreie, der Tiefverständige, der Tapfere, der Edle" (173 3 f.) An seinem „glühenden, verbrannten Römerkopfe" labt sich das ‚Zwergengeschlecht' der Menschen (82 39). — Als die Freunde sich nach langer Trennung wiedersehen, schildert der Dichter Alabanda: „wie die Mittagssonne vom bleichen Himmel, funkelte sein großes ewiglebendes Auge vom abgeblühten Gesichte mich an" (155 39 f.) Hier dient der Vergleich zur Charakteristik. Das funkelnde Auge gleicht der leuchtenden Mittagssonne, der wolkenlose weiße Himmel dem blassen Gesicht. Immerhin ist das Bild Alabandas nicht so klar vor unsern Augen, als wenn der Dichter ein einfaches, aber treffendes Epitheton zur Charakteristik gebraucht hätte. Adamas: der gute Mann (11 25), der königliche Mann (12 5), seltne Mann (17 12). Auch für Hyperion sind die charakterisierenden Epitheta wenig scharf. Auch er erscheint als ein idealer Schwärmer ohne Tatkraft und Energie. Die Ausdrücke, die hier zu nennen wären, stammen meistens aus dem Munde Diotimas. So nennt sie ihn: ‚Lieber! stolzer Bescheidner! (126 33)

oder ‚mein guter Junge‘ (155 42), ‚mein herrlicher Junge‘ (126 42), „guter Hyperion‘ (139 24), ‚schöne Seele‘ (146 32), ‚paradoxer Mensch‘ (134 27). Am besten scheint Hyperion noch durch die Worte Alabandas charakterisiert zu sein: „weil du nicht Knechtsdienste thun mochtest, thatest du nichts, und das Nichtsthun machte dich grämlich und träumerisch.“ (145 13 ff.)

‚Dumpf‘, ein Lieblingswort Goethes, ursprünglich ein Wort aus dem sinnlichen Wahrnehmungsgebiet, erhält bei Hölderlin die Bedeutung ‚unempfindlich‘: „große Thaten, wenn sie nicht ein edel Volk vernimmt, sind mehr nicht als ein gewaltiger Schlag vor eine dumpfe Stirne.“ (86 15 ff.) Dieselbe Bedeutung liegt vor: „den Gottverlaßnen allen hätte der jungfräuliche Mund die Augen geöffnet und die dumpfen Stirnen entfaltet.“ (190 19 f.). ‚Dumpf‘ kann aber auch die Bedeutung ‚beängstigend‘ ‚drückend‘ erhalten, so in dem Satze: „eine dumpfe, fürchterliche Stille folgte diesen zernichtenden Stunden.“ (32 24 f.) [1] Dagegen liegt die gewöhnliche Bedeutung vor in: „dumpfen oder schreienden Mißlaut“ (95 8) „ein dumpfes Lebewohl“ (188 26).

b) Das Epitheton zur Charakterisierung der Natur.

‚Goldnes Gewölk‘ (74 23), — ‚goldne Wolken‘ (89 39), — ‚scheue Hirsche‘ (119 20), — ‚wilde Vögel des Walds‘ (119 20), — ‚schattige Bäume‘ (68 13), —

[1] Über die Entwicklung, die dieses nach dem D. W. erst seit Mitte des 18. Jahrh. nachweisbare Wort bei Goethe durchmacht, vgl. R. M. Meyer: Studien zu Goethes Wortgebrauch (= Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, 96. Bd. 1896. S. 2—7 und Ewald A. Boucke: Wort und Bedeutung in Goethes Sprache. Berlin 1901. S. 156—164. Nach den Untersuchungen dieser beiden Gelehrten fällt die Blütezeit dieses Wortes bei Goethe in die Jahre 1776—1780 und hat im positiven Sinne die Bedeutung eines träumerischen Zustandes, einer keimenden Stille, eines dunklen Dranges, der zur Klarheit strebt, und dann später die Bedeutung „thöricht, dumpf, dumm“.

‚unschuldige Bäume‘ (116 7), — ‚herbstlich schlafende Bäume‘ (85 41), — ‚tauige Bäume‘ (77 42), — ‚majestätische Strom‘ (84 31), — ‚güldene Strom‘ (124 33), — ‚himmelblau Gewässer‘ (128 22 f.), — ‚abendrötliche See‘ (169 14), — ‚klare, leichte, schmeichelnde Meer‘ (106 15), — ‚schwanken Zweige‘ (116 31), — ‚nackte Stämme‘ (138 19), — ‚tröpfelnde Wald‘ (70 42 f.)[1] — ‚verhärtete Quell‘ (72 17) = zu Eis erstarrter Quell, — ‚duftende Wiesen‘ (84 13). — Die allgemeine Vorliebe für Epitheta, die oben erwähnt wurde, läßt sich z. B. an folgender Naturschilderung erkennen: „O ihr Haine von Angele, wo der Ölbaum und die Cypresse, umeinander flüsternd, mit freundlichen Schatten sich kühlen, wo die goldne Frucht des Citronenbaums aus dunklem Laube blinkt, wo die schwellende Traube mutwillig über den Zaun wächst, und die reife Pomeranze, wie ein lächelnder Fündling, im Wege liegt! ihr duftenden heimlichen Pfade! ihr friedlichen Sitze, wo das Bild des Myrtenstrauchs aus der Quelle lächelt! . .“ (140 3 ff.) vgl. 144 11 ff.[2]) — Diese Beispiele, die sich leicht noch vermehren ließen, zeigen zur Genüge, daß das die Natur charakterisierende Epitheton nur zum Teil seine Aufgabe erfüllt; Epitheta wie: golden, unschuldig etc. dienen im Rahmen der Naturschilderung doch mehr der Stimmungsmalerei als scharfer Charakterisierung. —

Inwiefern die Lieblingsepitheta zur Charakteristik dienen, wird die Zusammenstellung im folgenden Paragraphen zeigen.

---

[1]) Das Epitheton „tröpfelnd“ ist besonders im „Werther“ sehr beliebt; z. B. „der tröpfelnde Wald und das erfrischte Feld umher“ (W. A. 19 S. 37 18 f.).

[2]) In seinen Jugendgedichten hat H. eine besondere Vorliebe für die Adjectivbildung auf — igt; z. B. silberlokigt, rosigt, dornigt, hohlaugigt etc. Später gebraucht er stets die regelmäßige Form. — Den Epheu nennt er gern „lebendig“ statt „grün“ (I 203 26 f.). Antike Anschauung liegt vor, wenn das Laub der Rebe ‚das bacchantische Laub‘ genannt wird. (I. 217 62).

§ 4. Lieblingsepitheta.

Hölderlin hat für einige Epitheta eine ganz ausgesprochene Vorliebe. Der Stilist verwirft dieses Schwelgen in Lieblingsausdrücken, „weil es die Individualität des Angeschauten in der Stimmung des Betrachters ertränkt“ [1]). Da nun aber der ganze Roman Stimmungsroman ist, so lassen sich diese Epitheta nicht so stark verwerfen; sie geben uns vielmehr einen unschätzbaren Beitrag für das Empfindungsleben, die Charakteristik unsers Dichters.

1) himmlisch.

Auch hier läßt sich eine eigentliche Entwicklung nicht nachweisen. Es bezeichnet den Gegensatz zu ‚irdisch‘: „Wie die seligen Schatten am Lethe, lebt jetzt meine Seele mit deiner in himmlischer Freiheit‘ (153 18 f.) — ‚da treibt uns himmlisches Feuer zu Taten‘ (160 10 f.) — ‚der himmlische Frühling‘ (201 30). Diesen Gegensatz zur realen, zur irdischen Welt will der Dichter besonders dann ausdrücken, wenn er dieses Epitheton seinem höchsten Ideal, Diotima, beilegt; die Bedeutung des Wortes ‚himmlisch‘ deckt sich dann mit dem gleich zu erwähnenden ‚göttlich‘. So heißt Diotima: ‚das himmlische Wesen‘ (109 4) — ‚die himmlische Ungefällige‘ (111 19) — ‚das himmlische Mädchen‘ (113 32, 139 40). Melite bittet Hyperion mit ‚himmlischen Thränen‘ (35 22).

Kleinasien wird ‚das himmlische Land‘ genannt (95 37). — ‚Wir haben noch zu gutem Ende dein Fest gefeiert, schönes Leben! ehe der Lärm beginnt. Es war ein himmlischer Tag‘ (159 36 ff.). — Auffallend ist dieses Wort in der Gedankenverbindung: „Ich bin zu müßig geworden, rief ich, zu friedenslustig, zu himmlisch, zu träg!“ (145 26 f.) Hier hat die Anschauung, daß die Himmlischen in ewiger Ruhe leben, die Bedeutung ‚tatlos‘ entwickelt.

[1]) R. M. Meyer: a. a. O. S. 52.

2) göttlich.

Die Bedeutung dieses Epithetons schließt sich eng an die des vorigen an. Es erscheint oft als stehendes Beiwort. Wir fanden dieses Epitheton bei der ‚Natur' an folgenden Stellen: 31 26, 150 40, 164 33, 194 12, 200 35, 201 9 f. — Ebenso nennt Hölderlin die Luft und das Licht ‚göttlich' (106 2, 128 26, 202 16). — Andererseits kann aber auch mit diesem Epitheton einfach eine Steigerung nach der Seite des Schönen, Idealen ausgedrückt werden. Der Dichter gibt dann keine prägnante Eigenschaft an, sondern will lediglich damit das Höchste und Schönste ausdrücken, dessen er fähig ist. In erster Linie legt er dieses Epitheton wieder der Geliebten bei. Er spricht von dem göttlichen Geist des Mädchens (110 16), von seiner göttlichen Stimme (111 23), dem göttlichen Haupt (130 3), der göttlichen Gestalt (140 14 f.) des göttlichen Mädchens (147 15).

Wohl beide Bedeutungen finden sich, wenn der Dichter von dem „göttlichen Gedicht" des „göttlichen Sängers" Homer spricht (79 1, 34 10). Hier will er die Abkunft Homers von den Göttern und zugleich die Schönheit der Schöpfung mit diesem Beiwort bezeichnen.

3) heilig.

Auch das sehr häufig angewandte Epitheton ‚heilig' dient nicht zur scharfen Charakterisierung, sondern lediglich zur Stimmungsmalerei. Man möchte den ganzen Ton des Romans, die Stimmung, die über allem schwebt, als ‚heilig' bezeichnen. Die einzelnen Gegenstände der Natur erscheinen dem Dichter als heilig. So redet er mehreremale von der ‚heiligen Natur' (141 41, 195 16, 199 35). Heilig nennt der Dichter das Meer (40 13, 68 24), den Strom (78 35), die Woge (56 18). Von einzelnen Naturerscheinungen gebraucht er dieses Epitheton; so von den Sternen (73 25, 49 32), der Sonne und ihren Strahlen (143 22 f.,

169 38), der Luft (106 17, 161 7), dem Licht (87 16), der Dämmerung (14 40). Ferner redet der Dichter von dem ‚heiligen Wald' (125 28), dem ‚heiligen Hain' (165 37), der ‚heiligen Rebe' (104 34, vgl. 105 9) und von der ‚heiligen Pflanzenwelt' (173 24).

Ebenso häufig wird dieses Beiwort mit abstrakten Begriffen verbunden, z. B. „das heilige namenlose Verlangen" (124 17), — „die wunderbare heilige Trauer" (128 27), — „in kühner heiliger Freude" (130 1, 175 8), — „ein heilig priesterlich Geschäft" (149 4), — „heilige Einfalt" (25 33, 129 33), — „der heilige Moment, wo ich zum erstenmal sie sah" (108 18 f.), — „heilige Ruhe" (31 21, 152 21), — „heiliger Friede" (36 35), — „heilig Geheimnis" (123 37). — Auffallend ist es, daß Hölderlin dieses Lieblingsepitheton nur an zwei Stellen für Diotima gebraucht (56 25, 178 41).

Bei diesem Epitheton findet sich also gar kein Wechsel in der Bedeutung. Es läßt sich nur aus einer besonderen Vorliebe des Dichters erklären, die ihren Grund in seiner inneren Stimmung, seiner Veranlagung hat.

4) ‚ruhig' und ‚still'.

Diese beiden Epitheta resp. die beiden entsprechenden Substantiva kommen so häufig vor, daß hier allerdings der Vorwurf R. M. Meyers über die Lieblingsepitheta fast berechtigt ist. Wenn sie uns so häufig im Roman begegnen, so entspricht das der innern Verfassung unsers Dichters. Sein ganzes Leben ist durchzogen von einer tiefen Sehnsucht nach Ruhe und Stille. Seine Gedichte, besonders aber seine Briefe lassen uns einen Blick tun in das Ringen um Ruhe. Dieses schon in frühester Jugend auftauchende Streben nach Ruhe hat etwas Pathologisches. Goethe hatte nach den Jahren des Sturms und Drangs durch die italienische Reise die Läuterung und durch Frau von Stein die Ruhe

und den innern Frieden gefunden. Hölderlin hoffte vergebens. Das einzige glückliche Jahr (1796) an Diotimas Seite wurde eine Quelle starker innerer Kämpfe.

Das ins Krankhafte gesteigerte Ruhebedürfnis zeigt sich zuerst in einer Briefstelle aus dem Jahre 1787, wo der damals siebzehnjährige Jüngling schreibt: „Plözlich kommt mir meine Lieblingsnarrheit, das Schicksal meiner Zukunft vors Auge — und höre nur, aber lach mich toll aus, da fiel mir ein, ich wolle nach vollendeten Universitäts Jahren Einsiedler werden ...“ [1]) Vier Jahre später schreibt der Student an seine Schwester: „Und da ist mein höchster Wunsch — in Ruhe und Eingezogenheit einmal zu leben — und Bücher schreiben zu können, one dabei zu hungern.“ [2]) In dem Jahre 1798, kurz vor der gewaltsamen Trennung von Diotima, schreibt er an seinen Bruder Karl: „Ich suche Ruhe, mein Bruder, ... bester Karl! ich suche nur Ruhe.“ [3]) Seiner Mutter, die ihm ja alles auf der Welt ersetzen mußte, wünscht er, was er selbst entbehren muß: „Nur Ruhe möcht' ich Ihnen gönnen, Stille und Ruhe“, [4]) vgl. Br. S. 214, Hyp. 39 2 f. Daß der Dichter so fried- und ruhelos durchs Leben hat wandern müssen, lag ja gewiß teilweise in seinem Charakter begründet. Andererseits trugen aber auch die mißlichen Verhältnisse seines Lebens einen großen Teil der Schuld. Was hätte uns Hölderlin werden können, wenn sein Inneres zur Reife gelangt, wenn die ersehnte Ruhe ihn beglückt und ein längeres geistiges Leben dem großen Dichter und reinen hohen Menschen beschert gewesen wäre!

Es würde nun zu weit führen, die Vorliebe des Dichters für diese beiden Epitheta restlos darzutun. Wir wollen den Bedeutungsumfang, soweit er sich feststellen

---

[1]) Br. S. 36.
[2]) Br. S. 137.
[3]) Br. S. 431.
[4]) Br. S. 417.

läßt, dartun; eine Entwickelung in der Bedeutung werden wir auch hier nicht erwarten.[1])

a) ‚still' und ‚ruhig' beim Menschen.

Die Vorliebe für diese beiden Epitheta zeigt sich am besten darin, daß sie so häufig zur Charakteristik des Menschen gebraucht werden. Diotima heißt das „stille Wesen" (112 5), die „stille Seele" (114 3), die „stille Begeisterte" (126 22). Diotima und Alabanda erscheinen beide als „ruhiggroße Wesen" (157 33). Der Dichter preist die „Elysiumsstille" (162 41 f.) oder die „stille Herzlichkeit" Diotimas (56 37 f.). Beim Anschauen der Grazie und Hoheit Diotimas empfindet Hyperion eine „stille Seligkeit" (61 26). — „Wer in die Stille dieses Auges gesehen, wem diese süßen Lippen sich aufgeschlossen, wovon mag der noch reden?" (107 11 f.)

Beim Menschen findet der Dichter diese Stille und Ruhe am meisten in der Kindheit. „Da ich noch ein stilles Kind war . . ., war ich da nicht mehr, als jetzt? (69 36 f.), vgl. 95 26 f., 180 30.

In den Gedichten bezeichnet der Dichter einmal die in der Varusschlacht gefallenen Germanen als „die Freigebornen, die stolzen, stillen" (I 179 51).

b) ‚still' und ‚ruhig' bei der Natur.

Die ruhige, stille Natur erschien dem Dichter als das Ideal.

[1]) Es mag hier darauf hingewiesen werden, daß das Epitheton „still" auch bei Heine außerordentlich häufig vorkommt. Vgl. Max Seelig: Die dichterische Sprache in Heines „Buch der Lieder". Diss. Halle 1891 S. 11 f. S. macht allerdings gar keinen Versuch, das Vorkommen gewisser Lieblingsepitheta bei Heine irgendwie psychologisch zu erklären. — Auch Hebbel liebt in der „Genoveva" nach den Feststellungen Wallbergs (a. a. O. S. 69) dieses Beiwort. — Übrigens ist es interessant, daß Hebbel selbst auf die großen Ähnlichkeiten hinweist, die seine Ideen mit denen des ‚Hyperion' haben. „Es ist auffallend, wie manche Gedanken und Anschauungen im Hyperion den meinigen ähnlich, ja gleich sind. Ich wollt' aus meinem Tagebuch zu Dutzenden die Beispiele herausfinden". R. M. Werner: Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Tageb. 2. Bd. S. 110 Nr. 2327.

Melite wird dem friedlichen Arkadien verglichen, „wo Blüte und Saat in ewig stiller Luft sich wiegt“ (24 17 f.). — Die „stille Natur“ nimmt an dem Jubel des liebetrunknen Hyperion teil (53 25), vgl. 67 36. — „Stiller Herbsttag“ (39 18), — „die stillen Gipfel“ der Berge (105 22), — „die stillen Hügel von Salamis“ (152 24), — „die stillen Wälder“ (164 24), — „die stille Tempelsäule“ (174 7), — „stiller Tau“ (180 38), — „ruhige Dämmerung (144 28), — „ruhiges Meer“ (181 15).

Auch in den Gedichten spielen diese beiden Epitheta eine große Rolle. Hier redet der Dichter gern von den „stillen Birken und Buchen“ (I 249 71) „im stillen Tannenhaine“ (I 141 33), — „stille Blumen“ (I 183 38 f.), — „stille Rosen“ (I 207 30) usw.

c) ‚still‘ als Epitheton bei Abstrakta.

Diotima erscheint Hyperion als die „stille Vereinigung“ unsers Denkens und Dichtens (26 29), vgl. 53 4. Sie unterbricht den Geliebten mit „einer stillen Herzlichkeit“ (56 37 f.). Beim Anschauen ihrer Hoheit und Grazie empfindet er eine „stille Seligkeit“ (61 26). Nach der großen Enttäuschung kommt Hyperion um seinen Abschied von der russischen Flotte ein: „Ich hoffte, nun meine Diotima bald zu sehn, nun bald mit ihr in ‚stillem Glücke‘ zu leben“ (181 16 ff.). —

„Die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit“ (189 13 ff.),

so singt der Dichter in dem berühmten Schicksalslied von den Himmlischen; vgl. außerdem: 16 20, 16 36, 30 7, 31 21, 33 38, 50 25 f., 64 30, 73 4 f, 131 2, 139 38, 162 8, 173 11, 173 32.

d) Bedeutung des Epithetons ‚still‘.

Einen eigentlichen Unterschied macht der Dichter in der Bedeutung der beiden Epitheta nicht. Er sagt ‚das

ruhige Meer', der ,stille Teich'; mit beiden will er die äußere Bewegungslosigkeit anzeigen. Ebenso sagt er ,stille Wälder', ,stille Gipfel der Berge', ,stille Strom'. Hier ist ebenfalls still = ruhig = ohne Geräusch. Andererseits kann ,still' aber auch den Zustand eines innern Friedens bezeichnen, z. B. die stille Seele, die stille Herzlichkeit; stille Seligkeit, stilles Glück. Weitere kleine Nuancen in der Bedeutung ergeben sich bei den einzelnen Stellen von selbst. Eine klare Definition der einzelnen Epitheta läßt sich bei Hölderlin schwer geben. Besonders das Epitheton ,still' dient meistens dazu, die allgemeine Stimmung anzuzeigen.

Die beigefügte Tabelle soll ganz zahlenmäßig das häufige Vorkommen der erwähnten Lieblingsepitheta beweisen. Wir haben, trotzdem ,ruhig' am seltensten vorkommt, dieses Epitheton bei der Betrachtung mit dem meistens gleichbedeutenden ,still' zusammengenommen. Trotz des seltenen Vorkommens im ,Hyperion' haben wir es nach Untersuchung der anderen Werke des Dichters als ein Lieblingsepitheton bezeichnet.

Die obere Rubrik bezeichnet das Vorkommen des betreffenden Wortes als Epitheton; die zweite Rubrik zeigt, wie häufig das betreffende Wort im Hyperion überhaupt vorkommt.

himmlisch	göttlich	heilig	still	ruhig
47	39	79	50	3
50	52	95	104	32

Drittes Kapitel.

Syntax.[1]

§ 1. Die Wortstellung innerhalb des Satzes.

Hölderlin wollte absichtlich den einfachen, alltäglichen Ausdruck nicht anwenden. Sein Roman stellt in der Literatur eine ganz besondere Erscheinung dar. Wir haben keine ruhige, klare Erzählung von Tatsachen, sondern eine lebhafte, erregte Wiedergabe innerer Empfindungen, die sich auch im Äußeren des Satzbaus zeigt. Charakteristisch für das Satzbild ist zunächst die außergewöhnliche Wortstellung, deren Hauptcharakteristika wir im folgenden untersuchen wollen. In gebundener Rede kann Vers- und Reimzwang ein Abweichen von der gewöhnlichen Wortfolge bedingen. Die Gründe für die außergewöhnliche Wortstellung im ‚Hyperion' sind der Rhythmus, der noch eigens zu untersuchen ist, und das Streben des Dichters nach gehobener Diktion.

a) Die Voranstellung des Genetivs.

Wir würden diese Art der Wortfolge übergehen können, wenn ihr häufiges Vorkommen nicht die ausgesprochene Vorliebe des Dichters erklären würde. Die Gründe sind im einzelnen schwer zu finden; oft ist es die Alliteration, die dadurch wirkungsvoller auftritt, z. B.

‚seines Lebens Linie' (98 19).
‚des Lebens Langeweile' (99 24),

---

[1] Erdmann, Oskar: Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. I. Stuttgart 1886. II. von Otto Mensing 1898. — Wunderlich, Hermann: Der deutsche Satzbau. 2. Aufl. Stuttgart 1901. 2 Bde. — Sütterlin, Ludwig: Die deutsche Sprache der Gegenwart. 3. Aufl. Leipzig 1910. Satzlehre S. 283 ff. — Wallberg, Edgar: a. a. O. S. 100—127.

oder auch Gründe des Rhythmus: ‚da wanderten wir, wie Schwalben . . . durch der Sonne weites Gebiet‘ (124 36 ff.) [x́xxx́ als Satzschluß sehr beliebt, vgl. 4. Kap.], „ . . ein Saitenspiel, worauf des Zufalls Bruder, der Wind . .“ (143 4), — ‚wie Laien des Künstlers Gedicht‘ (177 26), vgl. 18 26 f., 69 7, 137 22.

Im allgemeinen wählt der Dichter diese Form, weil sie ihm mit Recht als die poetischere erscheint; so z. B. in folgendem Satze, wo diese poetische Wortstellung allein herrscht: „wär' es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und stürmten über des Irrsterns Grenzen hinaus, ach! für des Menschen wilde Brust ist keine Heimat möglich, und wie der Sonne Strahl . .“ (75 32 ff.), vgl. ‚deiner Blumen stilles Leben‘ (179 37 f.), — ‚an der Knechtschaft tausendfältigen Gestalten‘ (184 8 f.). Weiter findet sich diese poetische Voranstellung des Genetivs z. B. 13 9 f., 19 36, 53 17, 77 27, 84 40 f., 88 24, 102 33 f., 107 37 f., 118 7, 118 39, 124 89, 135 16 f., 136 18 f., 137 19, 138 6 f., 150 40, 160 16, 167 12 f., 175 1, 175 3, 176 3, 176 14, 179 22, 180 38, 183 2, 199 42, 200 1.

b) Voranstellung der Hilfszeitwörter ‚sein‘ und ‚haben‘.

Einigemale erhalten die beiden Hilfszeitwörter ‚sein‘ und ‚haben‘ eine anormale Stellung. Wir werden im folgenden noch zu bemerken haben, daß Hölderlin es liebt, Satzanfang und Satzende pointiert hervortreten zu lassen. Das unbedeutende Formwort wird vorangestellt, dagegen das Inhaltswort wuchtig an das Ende des Satzes. In den folgenden Fällen kommt noch der Rhythmus hinzu; die gewöhnliche Wortstellung würde den Rhythmus xx́x́x ergeben, statt dessen erhalten wir durch die Umstellung die beliebte Form: x́xxx́ (Choriambus), z. B. ‚wo ich . . . die Thäler und die Höhen hatte durchstreift‘ (95 37 ff.), — ‚die er sonst, wie ein Orpheus, hätte beherrscht‘

(96 35), — ‚wo ich sie zum erstenmale hatte gesehn' (125 29). — Treten zum eigentlichen Verbum zwei Hilfsverba, so steht, um das schleppende und häßliche Aufeinanderstoßen der beiden Hilfsverba zu vermeiden, das den Sinn tragende Verb zwischen beiden; das findet sich besonders auffallend an einer Stelle des Romans: „Alabanda, . . ., sagte mir nun, daß er mit seinem Diener von Räubern wäre überfallen worden, daß die beiden, auf die ich stieß, wären fortgeschickt worden von ihm, daß er den Weg aus dem Walde verloren gehabt und darum wäre genötigt gewesen, auf der Stelle zu bleiben, bis ich gekommen" (83 34 ff.), vgl. 108 19, 134 9.

c) Stellung des Subjects innerhalb des Satzes.

α) am Schluß.

Voll Nachdruck stellt Hölderlin das Subject gern an den Schluß des Satzes; meistens weist er jedoch im Anfang durch das Pronomen darauf hin; es wird hierdurch gleichsam eine Spannung erweckt, die dann gelöst wird. Fries,[1]) der diese Erscheinung auch für Treitschke feststellt, nennt das eine ‚heißblütige Vorwegnahme', vgl. „Jetzt kam er herauf in seiner ewigen Jugend, der alte Sonnengott" (74 37 f.). — „Sie war die Botin der Freude, diese Trauer" (125 9 f.). — „Da lag es offen vor mir, das ganze paradiesische Land" (79 40 f.). — „Gewiß, er ist das Höchste und Seligste, was die unerschöpfliche Natur in sich faßt, ein solcher Augenblick der Liebe" (24 3 ff.), — vgl. außerdem: 15 25 f., 18 20 f., 21 16 f., 22 20 f., 24 23 f., 26 27 ff., 27 1, 27 16 f., 27 19, 39 14 f., 49 15 ff., 71 15, 99 21 f., 108 3 f., 108 10 f., 108 23 f., 109 2 f., 125 38 f., 159 3 f., 163 13 f., 164 32, 176 18 f., 177 30 f., 191 18.

---

[1]) Fries, Albert: Aus meiner stilistischen Studienmappe. I. Heinrich von Treitschkes Stil. I Richard Wagners Stil in Vers und Prosa. Berlin 1910. S. 11.

β) am Anfang.

Umgekehrt wird das Subject vorausgeschickt und dann durch das Pronomen wiederholt, z. B. „Unsre Seele, wenn sie die Erfahrungen ablegt . . ., ist sie nicht, wie . . .“ (152 19 ff.), — „der Sonne Strahlen, sind sie . . .“ (199 42 f.), vgl. 82 27 ff., 92 41 ff., 109 33, 116 19.

d) Stellung des Objects.

Auch das Objekt wird mit bewußter künstlerischer Absicht an den Schluß des Satzes gestellt. Es liegt in dieser Nachstellung etwas Wuchtendes, Kräftiges, und der Leser ist unwillkürlich zu einer kleinen Pause gezwungen; z. B. „Der liebe Vaterlandsboden gibt mir wieder Freude und Leid.“ (67 1 f.) — „So albern und so heillos ist das alles, wofür ihr hingebt eure Lorbeerkronen, eure Unsterblichkeit.“ (87 13 ff.).

Meistens wird auch hier durch ein Pronomen auf das folgende Object hingewiesen: „aber ich überwältige sie nicht, die schreiende Wahrheit“ (102 25 f.) — „Ich hatt' es lange nicht mit reiner Seele genossen, das kindliche Leben der Welt“ (173 19 f.), vgl. außerdem: 21 11 f., 22 32 f., 24 15 f., 29 34 f., 31 20 f., 47 16 f., 107 1, 108 20, 110 38, 129 26 f., 158 17 f., 196 24.

e) Nachstellung des Epithetons.

Die bei H. v. Kleist[1]) sehr häufige und ungemein wirkungsvolle Nachstellung des Epithetons hat für Hölderlin weniger Bedeutung. Sie findet sich einigemale und hebt dann die Eigenschaft des Nomens allerdings kräftiger hervor; z. B. „in die Arme der Natur, der wandellosen, stillen und schönen“ (67 35 f.), — „das Spiel der Natur, das seelenvolle!“ (177 6).

---

[1]) Vgl. Minde-Pouet, Georg: a. a. O. S. 113 ff.

Weitere Beispiele: 157 24 f., 160 18, 179 35 f., 192 26 f., 172 24 f., 180 12 f., 180 40 f.

f) Wortverschränkungen.

Sie finden sich nur selten; mit Recht, denn sie haben immer etwas Gekünsteltes an sich. — Trennung zweier Substantiva: „wie sie ... die Stirne mir küßte und den Mund“ (130 2 f.), — „solange die Sonne mir scheint und Diotima“ (122 15 f.), vgl. 176 2. — Trennung zweier Verba: „Ich suchte umsonst und flehte das Leben an“ (173 1 f.), vgl. 20 4 f., 64 5, 45 36 f. — Trennung eines zusammengesetzten Verbums: „wo ein alter Tempel der Cybele aus den Ulmen hervor, wie ein schüchterner Geist, ins helle Mondlicht blickte“ (79 13 ff), — „wenn ich hinauf, wo ...., den warmen Hügel ging“ (202 4 ff.).

g) Chiasmus.

Chiastische Wortstellung findet sich einigemale, ohne jedoch besondere Bedeutung zu haben:

„so wirst du kommen,
kommen wirst du“ (89 38).

„Der Boden ist grüner geworden,
Offner das Thal“ (104 8),

vgl. 97 4 f., 102 17 f., 109 13 f.

§ 2. Die Wortverbindung.

a) Hiatus und Elision.

Für den leichten Fluß der Rede ist der Hiatus natürlich sehr störend. Hölderlin verwendet darum große Sorgfalt darauf, daß bei dem Aufeinanderfolgen von zwei Vokalen am Schluß und am Anfang zweier Wörter Elision eintritt. Man kann als Regel aufstellen, daß im ‚Hyperion‘

mit wenig Ausnahmen[1]) der Hiatus durch Ausfall des einen Vokals vermieden ist, Wie sorgfältig das im einzelnen beobachtet wird, zeigt zum Beispiel folgende Stelle: „ich seh', ich sehe, wie das enden muß“ (130 8). Beim erstenmal muß das Schluß-‚e‘ ausfallen, um den Hiatus zu vermeiden, im zweiten Falle kann die volle Form wegen des folgenden Konsonanten ‚w‘ gebraucht werden.

b) Polysyndeton und Asyndeton.

Es läßt sich schwer zahlenmäßig feststellen, welche Art der Wortverbindung Hölderlin bevorzugt. Da die psychologische Wurzel des Asyndetons die Hast ist,[2]) so läßt sich wohl im allgemeinen behaupten, daß das Polysyndeton mehr angewandt wird. Beispiele für das Polysyndeton:

„und die Thoren und die Klugen und die Einfältigen und die Weisen und alle Laster und alle Tugenden der Roheit und Bildung“ (92 7 ff.), vgl. 72 11, 73 24 f., 77 36, 78 19 f, 84 12 f., 89 5 f., 98 28 ff., 103 8, 103 23 f., 104 33 f., 106 1 ff., 122 22, 128 18 f., 129 36 f., 158 23, 179 33 f.

Asyndeton: Nicht die Hast, sondern im Gegenteil, die Ruhe, wird durch das Asyndeton an folgender Stelle gemalt: Hyperion sitzt ‚traurig spielend‘ neben Adamas,

---

[1]) z. B.

11 24 — ich reiste‿und
70 11 — wie‿ihrer einer
87 23 — faßte‿einen oft
130 2 f. — küßte‿und den
130 9 — wie‿an den
161 4 — wie‿ein Gott
161 5 — ehe,‿ich.

[2]) R. M. Meyer: a. a. O. S. 90.

während dieser „die Landschaft zeichnete: den Weizenhügel, die Oliven, die Ziegenherde, . ., den Ulmenwald . . .“ (74 10 ff.). Die asyndetische Aufzählung der einzelnen Teile der Landschaft dient ungemein zur Anschaulichkeit; unwillkürlich werden wir dazu gezwungen, die einzelnen Teile des Landschaftsbildes nachzuzeichnen. Dagegen dient das Asyndeton, um die Hast, das Unruhige anzuzeigen, in fast all den andern Fällen; z. B.

„Die Rede, sein Ton, sein Händedruck, seine Miene, sein Blick, das alles traf, wie eines Gottes Macht, mein Wesen“ (184 32 ff.), vgl. 67 33 ff., 81 40, 101 3, 122 42 ff., 142 11 f., 157 8, 166 17 f., 183 14, 192 31 f.

c) Wortwiederholungsfiguren.

α) Epizeuxis.

Eine gelegentliche Wiederholung desselben Wortes hat noch keine stilistische Bedeutung. Dieselbe erlangt sie erst, wenn sie besonders häufig auftritt, und wenn der Dichter eine besondere künstlerische Absicht damit erzielen will. Für Hölderlins Stil hat sie darum wenig Bedeutung, weil trotz ihres häufigen Vorkommens (55mal) der Dichter nur selten eine künstlerisch - stilistische Absicht damit verfolgt.

Eine Steigerung des Gefühls liegt in der Wiederholung, wenn es heißt: „o Diotima; Diotima, himmlisches Wesen“ (109 4), „da lebt' ich, o da lebt' ich“ (183 3), vgl. 121 13, 126 2 f.

Sehr wirkungsvoll wird der Eindruck verstärkt. „O Himmel! schrie ich, und alles Leben in mir erwacht', und rang, die fliehende Gegenwart zu halten, aber sie war dahin, dahin!“ (95 34 ff.) — oder: „mir trocknet das Blut in den Adern, so dürst' ich, weiter zu kommen und muß hier müßig stehn, muß belagern und belagern“ (165 3 ff.).

β) Anaphora.

Sie findet sich ebenfalls ziemlich häufig, um einen Gedanken deutlicher hervortreten zu lassen; z. B. „das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen“ (68 27 f.), „da, Bellarmin! da denke ihres Wesens, da beuge die Kniee“ (107 19 f).

Weitere Beispiele: 82 6, 86 31 f., 87 10 ff., 90 10 f., 92 33, 93 36 f., 94 33 ff., 94 42 f., 95 20, 111 27, 120 2 ff., 121 9 f., 122 13, 122 38, 124 14 ff., 179 7 ff.

γ) Epiphora.

Die Wiederholung desselben Wortes am Schluß verschiedener Satzteile findet sich nur sehr selten; z. B. „... daß wir geboren werden für nichts, daß wir lieben ein Nichts, glauben ans nichts, uns abarbeiten für nichts, um mählich überzugehen ins Nichts“ (102 9 ff.).

δ) Epanalepsis.

Verbindung von Anaphora und Epiphora findet sich z. B. 157 38 „traure nicht, holdes Wesen, traure nicht“, vgl. 42 9 ff., 46 2 f., 168 18.

d) Die Alliteration.

Wortverbindungen mit gleichem Anlaut auf stärker betonter Silbe finden sich außerordentlich häufig in unserm Roman; sie bilden eine seiner Hauptschönheiten und tragen vor allem mit dazu bei, daß die Prosa sich stark der Poesie nähert. Das Musikalische in dem Ton der Sprache wird neben dem Rhythmus hauptsächlich durch die Alliteration bedingt. Da die Alliteration für den Stil von so großer Bedeutung ist, will ich wenigstens die schönsten Stellen hervorheben:

„ich sah sie staunend an und schwieg“ (36 8), — „wenn ... ein lindes Wehen meine Wange berührte“ (23 8), — wenn „die liebliche Luft und das Mondlicht meinen Sinn

besänftigte, und so frei und friedlich . . ." (78 1 ff.), — „rechts wälzten Wetterwolken sich her über den Wäldern des Sipylus" (79 34 f.), — „wenn über mir die Melodie des Morgenlichts mit leisem Laute begann" (78 8 f.), — „er stiehlt ja Licht und Luft dem jungen Leben" (86 28 f.), — „wie eine schweigende Wetterwolke, die nur des Sturmwinds wartet" (154 4 f.), — „es war mir warm und wohl" (171 17 f.), — „Ich glühte vor Scham und Schmerz, mein Unglück so zur Schau zu tragen" (183 34 f.). — Es „grünte wieder des Akademus Hain über den horchenden Schülern, und heilige Gespräche hörte, wie einst, der Ahorn des Ilyssus wieder" (176 36 f.). — „Der frohe Mut macht sie gelehrig, wie er zum Meister mich macht" (161 38 f.).

Nominale Zusammensetzungen mit Stabreim: Wetterwolke (79 34), — Vaterlandsfesten (157 39), — Kinderkunst (200 6), — Blütenbüsche (203 5), — vgl. Wogenwüste (E. 220 61).

Die gewöhnlichen alliterierenden zweigliedrigen Formeln wie ‚Stock und Stein' oder ‚Roß und Reiter' u. ä. finden sich bei Hölderlin gar nicht; um so mehr dagegen weniger alltägliche, aber darum um so poetischere zweigliedrige Formeln mit Alliteration; z. B.:

zähmen und zwingen (11 18), fremd und freundlich (11 28 f.), — hold und heilig (23 34), — Ruhe und Regsamkeit (18 21), — Scham und Scheue (62 14), — Taumel und Toben (111 2), — wüten und wogen (156 17), — schnauben und schrein (161 14), — sorgt und sinnt (200 4 f.)

Weitere Beispiele für Alliteration:

11 5 f., 13 34, 19 14, 23 38 f., 26 29, 27 31, 28 9 f., 41 9, 44 39 f., 50 28, 56 6, 70 14, 77 3, 77 38 f., 78 15 f., 79 37, 80 2 ff., 80 34 ff., 81 1, 82 1 ff., 82 6, 82 13, 82 29, 82 37 f., 84 16 f., 84 31 f., 87 5, 87 20, 94 32, 94 41, 95 1, 99 25, 100 11, 103 23, 104 15 f., 113 34 ff., 115 3, 117 10, 124 42, 125 6, 125 13, 125 19 f., 126 12, 127 5, 129 7, 129 24, 130 18, 132 17 f.,

149 11, 159 12 f., 160 15, 160 24, 162 20 f, 163 35 f., 164 27, 165 8, 167 22 f., 168 4 f., 172 17 f., 172 38, 173 5 f., 173 36 f., 173 39, 176 25 f., 177 5 ff., 177 23 f., 177 29 ff., 177 35, 177 42, 180 33, 182 13, 183 6 f., 183 11, 183 14, 183 31, 192 29, 201 38.

§ 3. Satzarten.

a) Ausruf- und Fragesätze.

Das äußere Satzbild zeigt ein häufiges Vorkommen von Ausruf- und Fragesätzen. Das macht der Inhalt des Romans erklärlich. Einfache Aussagesätze wird der Dichter bevorzugen, der Tatsachen ruhig und schlicht erzählen will. Hölderlin dagegen gibt weniger Tatsachen als Stimmungen, in die des Lesers Seele durch die außerordentliche Lebendigkeit des Vortrags mit getaucht wird. Um ein ungefähres Bild von dem Anteil dieser beiden Satzarten zu gewinnen, untersuchten wir 600 Sätze; hierbei stellte es sich heraus, daß ungefähr 22½ % Ausruf- und 9 % Fragesätze sich im ‚Hyperion‘ finden.

b) Ellipse.

Lediglich, um den schwerfälligen Satzschluß, der durch das Aufeinanderstoßen zweier Hilfsverba bedingt ist, zu vermeiden, tritt Ellipse des einen Hilfsverbs ein, z. B. „daß er den Weg aus dem Walde verloren gehabt“ (83 37). Lediglich aus Gründen der Euphonie tritt Ellipse im folgenden Falle ein: „Knäblein, die man von der Mutterbrust gerissen und in die Wüste geworfen, hat einst . . eine Wölfin gesäugt“ (114 34 f.). Hier würde das aufeinanderfolgende ‚hatte‘ und ‚hat‘ häßlich klingen. Aus ähnlichen im gegebenen Fall leicht ersichtlichen Gründen tritt Ellipse ein:

45 29, 45 32, 45 34, 45 38, 83 39, 107 14, 144 22, 117 16, 124 30, 129 35, 130 19, 130 21, 133 39, 138 5, 143 24 f., 171 2, 171 36, 172 2, 172 16, 173 30, 174 22, 175 35, 176 23, 180 36, 190 3.

c) Aposiopese.

Die Aposiopese, die darin besteht, daß nur ein Teil des Satzes zum Ausdruck kommt, während der andere aus verschiedenen Gründen unterdrückt wird, findet sich im ‚Hyperion' verhältnismäßig selten. Wenn sie auftritt, so erklärt sie sich dadurch, daß dem Dichter, während er den einen Gedanken niederschreibt, ein anderer sich so stark vordrängt, daß der erste nicht ganz ausgeführt wird. So ganz deutlich bei folgender Stelle: „Du wirst noch mancherlei versuchen, wirst — o Gott! und deine letzte Zufluchtsstätte wird ein Grab sein!" (122 9 ff.) oder: „Ich will dich hervorbeschwören, ich will — Aber er ist ja da, er ist hervorgegangen, wie ein Stern" (126 36 ff.). Weitere Beispiele: 35 32, 179 3 f., 190 13 ff.

§ 4. Der Satzbau.

a) Die durchschnittliche Satzlänge.

Bei der großen Verschiedenheit der einzelnen Satzlängen — es finden sich Satzgebilde bis zu 283 Worten — ist es von Wert, die durchschnittliche Satzlänge festzustellen. Wir untersuchten zu diesem Zweck 100 Sätze aus dem Thaliafragment und im ganzen 300 Sätze aus verschiedenen Teilen der Schlußfassung des Romans und erhielten das Resultat, daß die durchschnittliche Satzlänge aus ungefähr zwanzig Worten besteht. Diese bei den zahlreichen größern Satzgebilden klein zu nennende Ziffer läßt sich aus dem häufigen Vorkommen der kurzen Frage- und Ausrufsätze erklären.

b) Parataxe und Hypotaxe.

Der Satzbau im ‚Hyperion‘ ist weder ausgesprochen parataktisch noch ausgesprochen hypotaktisch. Ausgefeilte glatte Perioden, denen man die Feile anmerkt, finden sich unserm Gefühl nach nur selten. Die Gedanken werden einfach, wie sie dem Dichter zuströmen, in kurzen Sätzen parataktisch nebeneinander gestellt, oder die Fülle der Gedanken wird untergeordnet, dann bis zu einem gewissen Höhepunkte geführt und meistens mit einem Ausruf- oder Fragesatz abgeschlossen. So erhalten wir jene großen Satzgebilde, die einigemale so ausgedehnt werden, daß sie etwas Unförmiges erhalten.

Beispiele für die Parataxe.

„Wir sind am Abend unsrer Tage. Wir irrten oft, wir hofften viel und taten wenig. Wir wagten lieber, als wir uns besannen. Wir waren gerne bald am Ende und trauten auf das Glück. Wir sprachen von Freude und Schmerz, und liebten, haßten beide. Wir spielten mit dem Schicksal, und es tat mit uns ein Gleiches. Vom Bettelstabe bis zur Krone warf es uns auf und ab.“ (91 30 ff.). — Vom Volk der Athener heißt es: „Kein Eroberer schwächt sie, kein Kriegsglück berauscht sie, kein fremder Götterdienst betäubt sie, keine eilfertige Weisheit treibt sie zu unzeitiger Reife.“ (131 22 ff.) vgl. außerdem: 76 10 ff., 79 18 ff., 83 26 ff., 84 14 ff., 85 24 ff., 124 14 ff., 127 35 ff., 131 22 ff., 140 37 ff., 146 27 ff., 152 34 ff., 162 9 ff., 183 10 ff., 183 24 ff.

Hypotaxe.

Es sollen hier nur diejenigen Satzgebilde erwähnt werden, die für den Satzbau im ‚Hyperion‘ so charakteristisch sind. Auf einer Anzahl von Nebensätzen baut sich schließlich der Hauptsatz auf, oder das Satzgebäude

schließt mit einem Ausruf- oder Fragesatz. Zwei Beispiele mögen das Gesagte erläutern: In der ‚ersten Diotimafassung' findet sich folgende Stelle: Hyperion trifft einen alten Schiffer:

„Der hatte mir erzählt,
wie er . . hinausgegangen sei . . ., wenn ein Schiff
ausgelaufen sei . . .,
wie er sich . . . erinnert habe, wo . . . ., und
wie er . . . . . hinausgewandert wäre . . .,
wie ihm ein frischer Trunk . . das Herz erfreut hätte . . .,
oder der blaue Himmel . . . .,
und dann . . . die Freude seines Alten —
das wär' ihm . eingefallen, wenn er . . . . ., und
ihm hätte . . . das Herz geblutet, und
er hätte oft geweint . . . ., wie ein Kind, wenn er . . .,
aber seitdem ihn seine Füße nicht mehr tragen wollten,
und er . . . . hinauskäme,
und nicht . . . . gedächte,

trag' er sein Schicksal geduldiger." (58 34 ff.) — Eine solche Häufung von Nebensätzen — 163 Worte! — findet sich noch einigemale; sie ist entschieden unglücklich und unschön. Hier wirkt besonders die indirekte Form der Sätze ermüdend.

Das Schlimmste aber ist folgendes Gebilde, das wir trotz seines Umfanges im einzelnen zergliedern wollen:

„Ehe es eines von uns beiden wußte,
gehörten wir uns an.

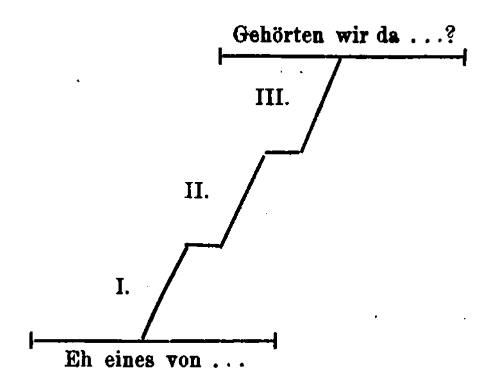
I. Wenn **ich,** . . . . ., . ., vor ihr stand und schwieg, und
all mein Leben sich hingab . . . . ., das . . sah,
nur sie umfaßte, und
sie dann . . . mich betrachtete, und nicht
wußte, ...,

wenn ich ., ..., ... sie belauschte, und
um die leiseste Bewegung, wie . . . . . ., meine
Seele schweift und flog, und
wenn sie . . . . gegen mich sich wandt', und,
überrascht . . ., meine Freude sich verbergen
mußte, und
. . . . ihre Ruhe wieder sucht' und fand —
II. Wenn sie, . ., jeden Wohlklang, jeden Mißlaut
. . . . ., . ., . ., ..., mir enthüllte,
wenn sie jeden Schatten eines Wölkchens auf der
Stirne,
jeden Schatten einer Wehmut, eines Stolzes
auf der Lippe,
jeden Funken mir im Auge
sah,
wenn sie die Ebb' und Flut des Herzens mir be-
horcht' und . . . ahnte,
indes mein Geist . ., ... sich verzehrte,
wenn das liebe Wesen, ..., jeden Wechsel meiner
Wange mir verriet, und
oft . . . . mich ermahnt' und strafte
wie . . —
III. Ach! da du ., „ . . . die Treppen zähltest, ...,
da du deine Spaziergänge mir wiesest, die
Plätze, wo . . ., und
mir erzähltest, wie . . . . ., und
mir sagtest, es sei . ., als wär' . . . . . —
Gehörten wir da nicht längst uns an? (116 23 ff.)

Dieses Satzgebilde hat trotz seiner Ausdehnung (283 Worte!) doch eine deutliche innere Struktur. Allerdings läßt sich eine anschauliche Satzfigur, ein Satzbild, wie es Franz Kern[1]) z. B. zeichnet, für eine solch aus-

[1]) Kern, Franz: Grundriß der deutschen Satzlehre. 3. Auflage. Berlin 1896. S. 26 ff.

gedehnte Periode nicht wiedergeben. Die Steigerung aber, die in dem Ganzen liegt, ließe sich graphisch ungefähr folgendermaßen darstellen:



Die Steigerung umfaßt deutlich drei Stufen; in der ersten dominiert die erste Person ‚wenn ich', in der zweiten die dritte Person ‚wenn sie', die letzte Stufe ist beherrscht von der zweiten Person ‚da du . .'

Die Basis des Ganzen bildet der Satz: „ehe es eines von uns beiden wußte, gehörten wir uns an;" alle Teile des Satzgebildes münden in denselben Gedanken, von dem sie ausgegangen. Ähnliche Perioden, allerdings nicht ganz in dieser Ausdehnung finden sich noch: 16 35 ff., 30 1 ff., 45 28 ff., 73 30 ff., 77 41 ff., 86 4 ff., 93 20 ff., 96 29 ff., 108 8 ff., 108 30 ff., 109 38 ff., 115 7 ff., 121 41 ff., 127 15 ff., 129 30 ff., 135 26 ff., 160 9 ff., 161 8 ff., 162 18 ff., 179 28 ff., 190 37 ff., 199 18 ff. —

Viertes Kapitel.

Der Rhythmus im ‚Hyperion'.

Je mehr man sich in die Literatur über den Prosarhythmus, die R. M. Meyer[1]) in gefälliger Übersicht bietet, vertieft, um so mehr muß man sich seiner Ansicht anschließen, daß es auf diesem Gebiete noch vollkommen an brauchbaren Vorarbeiten fehlt. Dieser Mangel macht sich für den Anfänger besonders empfindlich bemerkbar.

Wohl bei keinem Dichter ist der Prosarhythmus so auffallend wie bei Hölderlin. Trotzdem fehlen auch bei ihm nähere Untersuchungen vollkommen. W. Böhm,[2]) der verdiente Herausgeber der Werke Hölderlins, meint mit Recht, Hölderlin spreche überall in Rhythmen. Eine nähere Untersuchung gibt auch er nicht. In der Tat fällt der Wohlklang, der in den leicht dahinfließenden Rhythmen liegt, sofort auf. Man hat daher mit Recht den Roman als eine Reihe von lyrischen Gedichten bezeichnet. Der Rhythmus hat aber für unsern Dichter noch eine tiefere Bedeutung. Die Rhythmen des Schlußhymnus „gehen durch alle gehobenen Stellen des Hyperion hindurch. Es ist das eigenste Kunstmittel Hölderlins. Der Rhythmus in der Sprache, in der Gliederung der Tragödie ist für ihn Symbol für den letzten und höchsten Begriff seiner Philosophie — den Rhythmus des Lebens selbst. In ihm sah der Dichter den Ausdruck für das Gesetz in der

[1]) R. M. Meyer: a. a. O. S. 58 ff. Nachzutragen wäre an Neuerscheinungen besonders noch: Fries, Albert: Aus meiner stilistischen Studienmappe. I. H. v. Treitschkes Stil (S. 23 ff.). II. Richard Wagners Stil in Vers und Prosa (S. 66 ff.). Berlin 1910. — Burdach, Konrad: Über den Satzrhythmus der deutschen Prosa. = Sitzungsber. der Kgl. Preußischen Akademie d. Wiss. 1909, S. 520 ff. — Masing, Woldemar: Sprachliche Musik in Goethes Lyrik. Straßburg 1910. (= Quellen und Forschungen, 108. Heft).

[2]) a. a. O. Einleitung XXV. Dagegen gibt er in seiner vor kurzem erschienenen Briefausgabe (Einleitung XXVI ff.) einige Erläuterungen zu dem Prosarhythmus der Briefe.

Bewegung des Lebens, wie Hegel in dem dialektischen Fortschritt der Begriffe dies Gesetz gefunden hat. Wenn Hölderlin diese tiefgedachte Lehre von dem Rhythmus, der alles bis zur Verszeile eines Dichters durchwaltet, auch erst später veröffentlicht hat: das Gefühl für diesen Zusammenhang war schon in ihm wirksam, als er den Hyperion abschloß, und er mochte sich auch schon Begriffe hierüber gebildet haben." [1]) Dilthey betont dann besonders die große Ähnlichkeit, die zwischen dem Stil Hölderlins und dem von Nietzsches Zarathustra besteht. „Der Stil beider Schriftsteller ist musikalisch." [2]) Diese wunderbare Musik in der Sprache erklärt sich durch die große Begabung des Dichters für die Musik, die selbst dem armen Kranken noch Trost und Erholung brachte.

Dem rhythmischen Wohlklang diente zum Teil die poetische Wortstellung, die Alliteration, die Vermeidung des Hiatus usw. Manche Stellen klingen direkt wie ein Gedicht, und es ist ein ganz leichtes Unternehmen, von dem Böhm [3]) berichtet, einen Teil des Romans in freie Rhythmen umzugießen. Eigentlich besteht ja der größte Teil des Romans aus freien Rhythmen; nicht der kraftvolle Trochaeus wie bei H. v. Kleist, [4]) sondern der leichte, weiche Jambus und der graziöse Dactylus herrscht vor. Lieblich schmeicheln sich die weichen Rhythmen ins Ohr. Ist bei Kleist alles Kraft, so bei Hölderlin alles Anmut. Man lese z. B. Stellen, wie folgende:

„O zünde mir einer die Fackel an, x x́ x x x́ x x x́ x x̀
Daß ich das Unkraut von der Heide brenne,
x x́ x x́ x x́ x x́ x x́ x

[1]) Dilthey, Wilhelm: a. a. O. S. 395.
[2]) ibidem.
[3]) a. a. O. Einleitung S. XXV.
[4]) Fries, Alb.: Stil. Stud. zu H. v. Kleist. S. 44: „Es ist ein trochäisches Element in seiner Prosa, . . . Es liegt etwas kraftvoll Männliches, Entschiedenes darin: Stulpen- und Sporenklang. Nicht Reflexion, sondern That, Geschehnis".

Die Mine bereite mir einer, xx́xxx́xxx́x
Daß ich die trägen Klötze aus der Erde sprenge." [1])
xx́xx́xx́xx́xx́xx́x

oder:

„Friede der Schönheit! göttlicher Friede! x́xxx́xx́xxx́x
Wer einmal an dir das tobende Leben xx́xxx́xx́xxx́x
und den zweifelnden Geist besänftigt, x́xx́xxx́xx́x
wie kann dem anderes helfen?" [2]) xx́xx́xxx́x

Diese beiden Beispiele mögen genügen, um den Rhythmus zu zeigen. Man sieht, es ist nicht ausgesprochen ein bestimmtes Versmaß, sondern es sind freie Rhythmen. Wir haben kein jambisches oder daktylisches Gedicht, sondern eine der gebundenen Rede stark genäherte Prosa.[3])

Schon bei der Wortstellung haben wir gesehen, mit welcher Vorliebe der Dichter betonte Worte an das Satzende stellt. Diese allgemeine Beobachtung hat eine bestimmte rhythmische Form: die Klausel,[4]) der rhythmische Satzschluß der klassischen Literatur, hat nämlich mit Vorliebe die metrische Form x́xxx́, die dem lateinischen Choriambus (´◡◡´) entspricht. In fast allen Fällen würde die natürliche Wortfolge diesen charakteristischen Satzschluß zerstören. Waiblinger[5]) berichtet, daß Hölderlin „nicht schnell arbeitete, daß er nicht ohne Noth sich von seiner Geburt losrang, daß er seine Gedanken oft mehrmals, und immer in anderer Wenduug und Form zu Papier brachte, bis er glaubte, daß er nun am reinsten und vollkommensten ausgedrückt sei." Es ist kaum anzunehmen, daß der Dichter im einzelnen bewußt diese Form der Klausel

---

[1]) 87 1 ff.
[2]) 107 13 ff.
[3]) Weitere Beispiele für solche rhythmisch besonders gehobene Stellen: 67 19 f., 94 3 ff., 96 22 ff., 106 1 ff., 107 3 ff., 120 28 ff., 167 14 ff., 174 14 ff., 178 41 ff., 180 28 f., 182 35 ff., 183 24 ff., 197 35 ff., 201 18 ff.
[4]) R. M. Meyer: a. a. O. S. 61 ff.
[5]) Waiblinger, Wilhelm: a. a. O. III. S. 229.

angewandt hätte. Es schuf hier eben als Künstler, unbewußt, dem Fluge seines Geistes folgend.

Als Beispiel für diesen choriambischen Satzschluß kann gleich der erste Satz dienen: „Der liebe Vaterlandsboden gibt mir wieder Freude und Leid“ (x́xxx́). Die gewöhnliche Wortfolge würde einen ganz anderen Rhythmus hervorrufen. — „Sie wohnte ... am Fuße des Bergs“ (109 11 f.) (x́xxx́). Die volle Form des Genetivs würde hier den Rhythmus stören. — „. . . das Heilige, das so anspruchslos zur Seite mir ging“ (110 20), — „in selige Erinnerungen hüll' ich vor dem Sturme mich ein“ (117 21 f.), — „dann hob das schönere Leben meiner Liebe sich an“ (124 26 f). Wie die ungewöhnliche Stellung des Pronomens hier den choriambischen Satzschluß hervorruft, dürfte klar ersichtlich sein. Besonders deutlich aber zeigt sich diese Vorliebe des Dichters in folgender Stelle: „. . . und Tauben und Störche tummelten sich .... in den Tiefen und Höhn (x́xxx́), und was die Erde festhielt, dem ward zum Fluge der Schritt (x́xxx́), über die Gräben brauste das Roß (x́xxx́) und über die Zäune das Reh (x́xxx́) . . .“ (106 4 ff.). — Ganz auffallend ist dieser Rhythmus auch in folgender Stelle: „Ich bin zu müßig geworden, . ., zu friedenslustig, zu himmlisch zu träg.“ (145 26 f.). — Hierher gehört auch die schon erwähnte Voranstellung des Hilfsverbs: „wo . . . ich sie hatte gesehn“ (125 29), — „wo ich . . . die Thäler und die Höhen hatte durchstreift“ (95 39) — „die er . . . hätte beherrscht“ (97 35). Es ist nicht zu leugnen, daß diese metrische Form des Satzschlusses etwas Graziöses und Leichtes hat.[1])

[1]) Es seien noch einige Stellen genannt, die hierher gehören. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß sich nur hier diese Form des Satzschlusses findet. Wir geben nur die auffallendsten Beispiele, die zur Genüge diese Vorliebe des Dichters zeigen: 69 9, 70 5, 89 16, 89 33 f., 90 14, 93 7 f., 93 18 f., 94 4 f., 95 41, 96 16, 101 28, 102 13, 103 14 f., 104 7, 104 10 f., 104 14, 104 18, 105 36, 106 9, 112 28, 119 1, 120 3 f., 120 29,

Aus der Betrachtung der Klausel ergibt sich ein zweites für den Rhythmus Hölderlins wichtiges Gesetz: Neben der Form x́xxx́ findet sich fast ebenso häufig x́xxx́x; also Daktylus + Trochaeus (Adonier). Hatte der choriambische Satzschluß doch immerhin trotz aller Grazie auch noch eine gewisse Kraft, so liegt bei dieser zweiten Form in dem ausklingenden Trochaeus etwas Ruhiges, Mildes; z. B. „Nach all den Mühen des Herzens und all dem Sinnen und Ringen" (x́xxx́x) (69 38), — „das die . Kraft der Erde uns mitteilt in seinen krystallenen Tropfen" (71 33 f.), — „aber ich überwältige sie nicht, die schreiende Wahrheit" (102 25 f.). Hier würde das Fehlen des Pronomens und die regelmäßige Wortstellung den Rhythmus stören. — „Wenn auch der heilige Moment, wo ich . . sie sah, der letzte wäre gewesen" (108 18 f.), — „. . . daß ja nichts . . . . den erquickenden Tau von den zarten Beeren ihr streife" (125 23 f.). — Wie hier die Stellung des Pronomens den Rhythmus schafft, ist klar. Ebenso in folgender Stelle: „Wer kann sagen, er habe ganz dich begriffen" (126 31). — „Du mochtest im Sumpfe nicht schwimmen" (145 16) [1].

Es wird immer außerordentlich schwer halten, den Rhythmus der Prosa in bestimmte Regeln zu fassen. Man wird sich wohl meistens mit allgemeinen Bemerkungen über das Ganze und mit Spezialuntersuchungen höchstens für die Klausel begnügen müssen.

---

123 8, 124 38, 125 18, 142 9, 142 41, 143 18, 144 3, 144 15, 144 22, 145 4, 145 17, 149 29, 145 30 f., 150 36, 166 37, 170 17, 170 32, 173 8, 173 19 f., 173 30, 174 4, 180 27, 186 7, 193 15 f., 194 8 f., 194 18.

[1]) Dieser ganz auffallend rhythmische Satzschluß findet sich zudem noch an folgenden Stellen: 67 30, 89 31, 100 10, 102 22, 102 25 f., 103 11, 103 19, 103 28, 104 16 f., 106 15, 106 26, 107 18, 107 15, 108 35, 109 4, 109 37 f., 110 2, 110 13, 110 16, 110 22, 110 28, 111 6, 111 10, 111 18 f., 111 18, 111 26, 112 6, 112 14, 113 33 f., 116 9, 118 36, 120 25, 123 23, 124 2, 124 8 f., 126 8, 126 42, 128 4, 129 3, 139 42, 143 16, 145 9, 169 3, 169 23, 186 9.

Marbe[1]) gibt in einem Vortrag Spezialstudien zum Rhythmus des Rochusfestes und der Harzreise, deren Ergebnisse er in drei Sätzen zusammenfaßt.[2]) Darnach ist die rhythmische Form –́ – – –́, d. h. daß sich zwischen zwei betonten Silben zwei unbetonte finden, häufiger als irgend eine andere. Je mehr sich die Zahl der unbetonten Silben nach oben oder nach unten von dieser Normalform entfernt, desto seltener wird ihr Vorkommen. Zwischen zwei betonten Silben kommen höchstens zehn unbetonte vor. Für den Text des Hyperion kamen wir nach mehrmaliger Untersuchung zu dem Resultat, daß sich die rhythmische Form –́ – –́ und –́ – – – –́ ungefähr gleich häufig findet. Interessant war, daß die sog. mittlere Variation des arithmetischen Mittels, d. h. die Zahl, die das Abweichen von der am häufigsten vorkommenden rhythmischen Form = 0,80, also nicht einmal = 1 war, daß also mit anderen Worten der Rhythmus des Romans ein ziemlich regelmäßiger ist.[3]) Dieses Endergebnis paßt zu unserer Bemerkung im Anfang, daß man mit Recht den Roman als eine Sammlung lyrischer Gedichte bezeichnet habe. Jedenfalls aber müßten diese Anregungen Marbes, wenn sie eine weitere Bedeutung für die Untersuchungen des Rhythmus in der Prosa gewinnen sollten, von berufenen Gelehrten noch außerordentlich vertieft werden.

---

[1]) Marbe, K.: Über den Rhythmus der Prosa. Vortrag, gehalten auf dem 1. deutschen Kongreß für experimentelle Psychologie zu Gießen. Gießen 1904.

[2]) a. a. O. S. 18.

[3]) Der kleinste Wert für die mittlere Variation bei Marbe = 0,88. (Vgl. Tabelle S. 26).

Fünftes Kapitel.

Briefentwürfe.

Die Arbeitsweise Hölderlins zu untersuchen, wie es R. M. Meyer[1]) für Goethe oder Minde-Pouet[2]) für Kleist getan, würde eine außerordentlich lohnende Aufgabe sein. Auch der Künstler muß mit dem Stoffe ringen, bis er ihn bezwingt, und dieses Ringen, dieses allmähliche Entstehen eines Kunstwerkes zu belauschen, ist von größtem Interesse. Wie oft hat Otto Ludwig an seinen Werken geändert und gefeilt, bis er die Kinder seiner Muse in die Welt hinausschickte! Wie arbeitete und änderte ein Heinrich von Kleist! Mit Hölderlin ist es ähnlich. Die Gedichte erhalten immer wieder eine andere Fassung, der Roman in der Studentenzeit begonnen findet erst 1799 seinen Abschluß.[3])

Solange uns die notwendige kritische Ausgabe noch fehlt, wird das Fehlen der Textvarianten dem wissenschaftlichen Forschen die größten Schwierigkeiten bereiten. Zinkernagel[4]) gibt als Anhang seines Werkes zwei bis dahin unbekannte fragmentarische Hyperiontexte in diplomatisch getreuem Abdruck wieder. Die mitgeteilten Fragmente bestehen zum größten Teil aus Reinschriften, trotzdem können wir besonders aus dem S. 229f. mitgeteilten Fragmente ersehen, wie Hölderlin an seinem Texte arbeitete.

Schwerlich wird sich, wie Zinkernagel wohl mit Recht meint[5]), noch etwas bis jetzt Ungedrucktes finden lassen, was für die Geschichte oder den Inhalt des Romans von Bedeutung wäre.

---

1) Vgl. Goethe-Jahrbuch: Bd. XIV. S. 167—195.
2) Minde-Pouet: a. a. O. S. 3 ff.
3) Vgl. die Bemerkung Waiblingers: a. a. O. S. 229.
4) Zinkernagel, Franz: a. a. S. 211 ff.
5) a. a. O. S. 209 f.

Wenn wir im folgenden dennoch einige noch ungedruckte Briefentwürfe zum Abdruck bringen, so geschieht das zunächst, wie wir noch sehen werden, aus stilistischem Interesse. Daneben sind diese Briefe aber auch inhaltlich nicht uninteressant. Die Stadtbibliothek in Homburg v. d. H. besitzt unter ihren Schätzen an Hölderlin-Papieren, die sie dem verstorbenen Bibliothekar J. G. Hamel verdankt,[1]) auch ein Heft mit verschiedenen Bruchstücken zum Hyperion, die Litzmann S. 41—51, S. 54—65 und Zinkernagel S. 237—242 und S. 231 f. zum Abdruck bringen. Ferner befinden sich in diesem Heft auf 25 zum Teil beschädigten Blättern mehrere Briefe, die sich als Entwürfe zu der Schlußfassung erweisen, wie sie uns 1797 resp. 1799 vorliegt. Von diesen Entwürfen sind bis jetzt unsers Wissens nach nur zwei kurze Stellen von Zinkernagel abgedruckt.[2])

Im folgenden geben wir zwei Briefe wieder, an denen sich erkennen läßt, wie der Dichter gearbeitet hat. Über die andern seien nur noch einige textkritische Bemerkungen gestattet:

110 26 f. „als begänne sie den Flug in die Wolken, stand sanft aufgerichtet die ganze Gestalt“ wird im Entwurf durch einen Vergleich erweitert, der ja an dieser Stelle besonders nahe liegt: „und wie der majestätische Kranich, wenn er den Flug beginnt, richtete die Gestalt des Mädchens sich auf.“ Einige Zeilen davor hat der Satz noch die Form: „die ganze Gestalt dehnte sich aufwärts und stand wie ein Kranich,[3]) wenn er den Flug beginnt.“

---

[1]) Über den Hölderlin-Nachlaß der Stadtbibliothek in Homburg vgl. Litzmann, Karl: Neue Mitteilungen über Hölderlin. = Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte. XV, 69. — Zinkernagel: a. a. O. S. 209 Anm. 1.

[2]) a. a. O. S. 165 f.

[3]) Ursprünglich: Schatten, dann Kranich übergeschrieben.

Umgekehrt zeigt der Entwurf die einfachere und kürzere Fassung bei folgender Stelle:

„O unter den Armen hätt' ich sie fassen mögen, wie der Adler seinen Ganymed, und hinfliegen mit ihr über das Meer und seine Inseln.“ [1]) Im Entwurf dagegen ist der Vergleich weggeblieben.

Im allgemeinen aber zeigt sich in der ersten Fassung immer die breitere Form. Sehr interessant ist in dieser Hinsicht die Stelle:

„ich denke mir die Welt am liebsten, wie ein häuslich Leben, wo jedes, ohne gerade dran zu denken, sich ins andre schickt, und wo man sich einander zum Gefallen und zur Freude lebt, weil es eben so vom Herzen kommt.“ [2])

Weit verschwommener und stilloser aber lautet dieser Satz im Entwurf: „Ich denke mir die Welt am liebsten, wie ein häuslich inig Leben, wo jedes, ohne dran zu denken, für das andre ist, wo alles, Vater und Mutter, die Geschwister alle, groß und klein, für jeden unter ihnen, und jede unter ihnen wie für alles da ist, ohne daß man drüber sint und predigt, wo man ist, als säne man ganz einzig darauf, sich in einander zu schicken.“ [3])

Nach dem Satze: „aber in die tobende See will ich mich werfen, und ihre Woge bitten, daß sie an Diotimas Gestade mich wirft!“ [4]) — folgt im Entwurf die stimmungsvolle Überleitung zum folgenden: „Dan komt sie wohl von ungefähr des Weges, beugt sich über mich und forscht nach Leben, und ich erwärme von dem süßen Athem, der mich wie einst umweht, lebe und erkene und werd' erkant. — O es (ist) kindisch, was ich träume, aber mir

---

[1]) 110 29 ff.

[2]) 113 4 ff.

[3]) Der Satz ist zum Teil gestrichen, zum Teil unterstrichen. Jedenfalls sollte das Ganze von „inig Leben“ bis „predigt“ nicht gelten; denn der Schlußsatz: „wo man ist, als sänne man ganz einzig darauf, sich einander zu schicken“ ist später mit anderer Tinte nachgetragen.

[4]) 115 33 f.

genügt daran. Genügen? ach! Das wäre gut! Da wäre ja geholfen ..." vgl. 116 1 f.

Im allgemeinen läßt sich doch wohl behaupten, daß von dem ersten Entwurf verhältnismäßig viel in die Schlußfassung übergegangen ist. Das Gegenteil ist von den letzten drei Entwürfen dieses Heftes zu sagen. Diese zeigen so massenhafte Ansätze, Streichungen und Wiederholungen, daß von dem ganzen Briefentwurf meistens nur wenige Sätze in die Schußfassung übergegangen sind. Das drittletzte Fragment gehört zu einem Brief Hyperions an Diotima, der sich inhaltlich zum Teil mit 169 4 ff. deckt. Das Fragment zeigt besonders im Anfang zahlreiche Verbesserungen und Streichungen. Interessant ist besonders diese Stelle: Bei Betrachtung der Metapher wurde schon auf folgende blasse und wenig poetische Metapher hingewiesen: „wenn auch der Liebe sanftes Mondlicht untergeht, die höhern Sterne ihres Himmels leuchten noch immer?"[1] Dafür heißt es im Entwurf: „weñ auch die Blüthe der Liebe wegfällt, ihre Wurzel bleibt doch immer." Diese Metapher ist bedeutend klarer und darum schöner! Die zwei engbeschriebenen Seiten decken sich inhaltlich mit 169 4 — 169 15. Der ganze Schluß des Entwurfes, fast die ganze zweite Seite fehlt im Druck. Nach den Worten: ‚.. wo du ferne lebst'[2]) heißt es im Fragment weiter: „was kañ es dich schaden.[3]) Es ist zum letztenmale, was kañ es dir thun?[4])

Glaube mir, man siehet dieses Spiel der Sterblichkeit ganz eigen an, in Stiñungen, wie die meine ist; (man lächelt zu ihnen mit wehmütiger Freude, wie ein[5]) Vater zu den unschuldigen Spielen der Kinder)."

---

1) 169 9 f.
2) 169 16.
3) übergeschrieben: stören.
4) übergeschrieben: du wirst es verzeihn.
5) statt „ein" zuerst „der", dann gestrichen.

Dann folgen wieder verschiedene Ansätze, und am Schluß heißt es: „Ich saß den Mittag über auf dem Verdecke meines Schiffs. Ich wärmte mich am Sonnenlichte, ich sog die gütigen Stralen in mich, ich[1]) lag, wie ein Kind an den Brüsten der Mutter, ich nahm noch alles mit, ich sah zum Meergrund hinab, ich streifte mit den Lüften über die leise[2]) wallende Fläche, auch[3]) diese lieblichen Wolken, die wie Locken um die Erde sich kräuseln, begleitet' ich bis an den Hor[izont].[4]) —

Diese letzten Sätze fehlen in der Schlußredaktion; sie geben aber eine passende Ergänzung zu den schwermütigen, pessimistischen Schlußsätzen des Romans; die Rückkehr zur Natur, das ‚Auffliegen ins Freie'[5]) nach der großen Enttäuschung durch die Menschen. —

Die beiden letzten Briefentwürfe des Heftes sollen ganz mitgeteilt werden. Was von dem ursprünglichen Entwurf in die Schlußfassung übergegangen ist, steht links vom Entwurf.[6]) Die beiden Briefe ergänzen sich, sie gehören zu dem Schreiben Diotimas, das Alabanda seinem Freunde überbringt. Sie haben stilistisches und inhaltliches Interesse, letzteres um so mehr, da wir nur vier Briefe Diotimas im ganzen Roman finden.[7])

---

[1]) im Ms. steht vor „ich“: „wie“, dann gestrichen.

[2]) „leise“ übergeschrieben, dann gestrichen.

[3]) über „auch“ steht im Ms. „und“.

[4]) Die letzten sechs Worte sind im Entwurf wieder gestrichen.

[5]) Vgl. 169 28.

[6]) Im Text Gestrichenes ist kursiv, Übergeschriebenes interlinear und petit gedruckt.

[7]) Briefe Diotimas an Hyperion finden sich: S. 158 f., 164, 175 4 — 178 16, 189 28—194 16.

* * *

Diotima an Hyperion.

Seite 1.

175 10 f. „Du schriebst mir von dem Schicksalstage in Misitra."

175 12 ff. „Du schriebst mir bald darauf wieder, kurz und düster, du seiest gesonnen, auf die russische Flotte zu gehn";

175 19 ff. „Du hast auf mich gerechnet, hast mir zugetraut, daß dieser Brief mich nicht beleidigen könne. Das freut mich herzlich, mitten in meiner Betrübnis."

175 23 ff. „O es ist so ganz natürlich, daß du nimmer lieben willst, weil deine größern Wünsche verschmachten. Mußt du denn nicht die Speise verschmähn, wenn du daran bist, Durstes zu sterben?"

175 27. „Ich wußte es bald, ich konnte dir nicht alles sein."

Ich habe die beiden Briefe, die du nach der unglüklichen Begebenheit in Misistra schriebst,
Dieser
zugleich und viel zu spät erhalten. *In dem*
Briefe
ersten schriebst du mir nur kurz, *du seiest gesommen, zur Russischen Flotte* zu *andern gehn.*[1]) Der zweite gieng zu tief aus deiner Seele, als daß ich daran zu mahnen brauchte. Du hast darauf
mich
gerechnet, hast mirs zugetraut. daß *ich dich* dieser Brief *auch* nicht beleidigen köne. Das hat mich mitten in meiner Betrübniß herzlich gefreut. *Du reißest* los *von mir,* du *giebst das zartes (!) Bündniß auf,* das *zwischen uns* einst *waltete* und *ich gebe* dir recht, *Hyperion. Du hast den*
[?]
rechten Grund mir nicht genant, *er war dir*
unglüklicher edler
wohl selbst wohl nicht so klar, hohe Seele! ich
Geist
Mann[2]) wohl Gott, daß du nimer
ich habe dich *denoch* gefaßt. O es ist so ganz
lieben willst, weil deine größeren ein Spott des
natürlich, *so natürlich, als wen dir die* Bedürnisse[3])
Schicksaals sind
verschmachten, so natürlich als wen du die Speise
im die (!) ich
verschmähtest, in dem Augenblicke, da *du* Durstes
ließe
sterben *mußt.* Ich wußt' es bald, ich konte dir

[1]) ‚du' bis ‚gehn' zuerst durchgestrichen, dann unterpunktiert.
[2]) Die ganze übergeschriebene Zeile lautet: unglücklicher *hoher Greis edler* Geist *teurer* edler Mann.
[3]) sehr schwer zu lesen. = Bedürfnisse.

schrökliche
nicht alles seyn, du hattest früh die Langeweile dieser Zeit, *das Dürre* gefühlt, du littest,

Seite 2.

da ich dich kenen lernte, nicht so wohl durch irgend ein bestimtes Unglück; *durch irgend*
auch herrliche
harten nicht jenes *schauerliche große Macht* des Schicksaals, mit dem die alten Heroen sich maßen,
schauerlich große
nicht jene Macht
und nicht jener große Kampf mit es war die
die Gemeinheit fade
Unmacht, *deiner Zeitgenossen deines* es war das
fade die fade ungeheure
Nichts,[1]) der Tod, die Leerheit deiner Zeitgenossen, was dir bei deinem ersten Blick' ins Leben begegnete, und *für wen(?)* das das (dich um die
deinen Frieden
Freude des Lebens) gebracht.

175 33 f. „Die grenzenlose Unmacht deiner Zeitgenossen

hat dich um dein Leben gebracht."

Du warst schon sehr Schon da du Alabanda
littst du
kennen lerntest, *warst du krank*, hoher Leidender! da wir uns fanden) Das hat auf *mit* einer mit *aller Sterblichkeit* (unserer *dämernden* sterblichen) Erde) dich entzweit. Das hat den Trieb nach
deine
Ganzem, und Unendlichem, die Leidenschaft, *in die gem* das hat zu aller menschlichen Lebensfreude, zu aller menschlichen Beschäftigung un-
fhörlich
fähig, hat tief und *unausbleiblich* elend dich
unheilbar
gemacht auf imer.

(O hätte doch ein guter Gott dein Auge vor

[1]) vgl. 175 37 „wer so, wie du, das fade Nichts gefühlt."

Seite 3.

der flachen Wüste bewahrt!)

Sieh! Es geht dir recht, wie einem, der (einmal) daran war, an dem Frost zu sterben und
läßt.
nun von seinem Feuerheerde nim̄er weicht.
nicht das
Hättest du Dürftige so in seiner ganzen Unbeschreiblichkeit gesehn, du würdest vor jeder Spur desselben, du würdest nicht auch da, wo
mit *eigentlichen* dieser wunderbaren
andere es reizend finden, vor ihm *ent*fliehn, du
Scheue
würdest nicht, wie ein Wilder, jede Klugheit, jedes Tagewerk, jedes Amt und jeden Stand verschmähn, du wärst der rätselhafte Furchtsame nicht, der, statt die Macht und Arbeit, wie die andern Furchtsamen zu fürchten, den Schlaf nur
die ihm gegenüber steht
fürchtet und die Unmacht — nicht wahr, Hyperion, ich weiß zu sprechen, ich weiß dich abzuhandeln? was blieb mir auch in meiner Einsamkeit sonst übrig? *wen̄* Was kon̄t' ich treiben, seit du fort
der
bist, wen̄ ich nicht *in* mächtigen Trauer, unter-
so leicht der ganze
liegen wollte, die mir alle Lebenskraft verzehrt? was kon̄t' ich thun, als denken über dich. Ich hab' auch manchen lieben Tag so hingebrütet.

[Diotima an Hyperion.]

Seite 1.

O einst, Hyperion, da ich noch dich nicht kannte dacht' ich wenig.

So kamst du zu mir. Ein friedlich Mädchen war ich, sah, wie die *andern lebendigen* Kinder

und die Vögel der Luft, nur was mir paßte, das andere sah' ich nicht. *Ich wußte von nicht Auch meiner dacht' ich kaum, ich war* An mich zu denken, hatt' ich keine Zeit. Ich lebt'
freudigen
ich in lauter *süßen lieben* Geschäften; *und eine* in *ewiger leichter* müheloser inniger Liebe für alles Schöne der Welt. Hyperion! es war Unend-
giebt
lichkeit in meiner kleinen Sphäre. (Aber *es ist*
Schooskind der Natur es immer geblieben.
noch kein *in der* Säugling der Natur an ihren Brüsten geblieben.) das nicht *einmal,* weñs Zeit ist, aus den seeligen Armen, die *es trugen,* worin es geschwebt, herabmuß, auf den Boden.) Aber noch ist kein Schooskind der Natur es immer geblieben. Auch meine Stunde *schlug* sollte schlagen; böser Mensch! mit dir hats *meine* an-
st (mich)
gefangen. o du *hast mich* ergriffen, *und auf deine einsamen* zogst von einer Felsenspitze zur andern mich hinauf, und das arme Mädchen hatt' allmälig seine Lust an der schwindlichen Höhe, Ich habe *dir nachgefühlt. Solch* Diese Trauer,
diese *Zartheit* blühende dichtrische
diese tiefe Demuth und dieser *glühende* Siñ, und dieser Heldenglaube, *diese* und diese Geistesgewalt, solch einen Menschen hatt' ich nie gekannt.
Eine niegefühlte mich
Die Neugier trieb an das wunderbare Wesen,
wider
und un*aus*sprechlich zog die zarte Seele mich
und kindisch leichtsinnig t
an. Furchtlos wage

176 s ff. „Des Lebens erste Neugier trieb mich an das wunderbare Wesen. Unaussprechlich zog die zarte Seele mich an "

Seite 2.

wagt' ich michin deine gefährliche Zone. Du mußt

thörricht
ihn erheitern, dacht' ich *anfangs*, mußt den rätselhaften Schmerz in ihm besänftigen; ich wußte nicht warum? Ein Triumph über alle Triumphe lag für mich in dieser Hoffnung. Bald aber sah
Ich fühls
ich tiefer. Mit Schrecken ergriff es mich, ich hatt
und fühl' es jetzt noch besser.
das Unmögliche gewollt. † (Konnt ich dich schadlos
Seelen
halten für das Element, worin die alten Künstler und Helden erwuchsen? kont' die goldnen Tage von Attika um dich versameln? konnt' ich eine Welt dir ersezen, Hyperion?) Ach! glücklich sind sie alle, *dich* die nicht verstehen. Wer dich
[?] wie du
versteht, der muß werden, wie du, muß deine Größe theilen und deine Verzweiflung. Die schönen Freuden der Liebe. . . .

† Kont ich die Bande der Sterblichkeit dir
Seelen
lösen? kont ich den Durst dir stillen für den kein Quell fleußt und kein Weinstock wächst, (für *das* für den umsonst) kont ich die Freuden einer Welt in einer Schaale dir reichen? Kont' ich sagen, sei ein Meer *und rufe allen Bächen* des
und *versamle*
Lebens, laß die Bäche des Lebens alle, laß alle Ströme des Lebens in deinem Tode sich sameln u. nim alle Bäche des Lebens! sei ein Gott, und schau und

176 1 f. „Glücklich sind sie alle, die dich nicht verstehn! Wer dich versteht, muß deine Größe teilen und deine Verzweiflung.“

176 6 f. „Die schönen Freuden unserer Liebe sänftigten dich.“

175 28 ff. „Konnt' ich die Bande der Sterblichkeit dir lösen? konnt' ich die Flamme der Brust dir stillen, für die kein Quell fleußt und kein Weinstock wächst? konnt' ich die Freuden einer Welt in einer Schale dir reichen?“

Schluß.

Absichtlich habe ich es im Laufe der Untersuchung unterlassen, das *Künstlerische* in Hölderlins Sprache zu würdigen. Dieser lohnenden, aber auch sehr schweren Aufgabe hoffe ich später nahe treten zu dürfen.

Wenn wir am Schlusse dieser Stilbetrachtung die Hauptresultate zusammenfassen, so ergibt sich folgendes: Hölderlin will vor allem eine schöne, formvollendete Sprache schaffen; die Mittel, die er anwendet, um dieses Ziel zu erreichen, sind bereits hervorgehoben. Das Streben nach Glätte und Eleganz hat unserm Gefühl nach den Dichter aber einigemale zu weit geführt, so daß hinter der schönen Form der Inhalt leiden mußte. Aber solche Stellen sind so selten, daß wir Hölderlin als einen unserer größten Sprachmeister bewundern müssen. Die Entwürfe zeigen, daß auch er mit dem Ausdruck ringen mußte, daß dieses Ringen aber meistens nur durch die Überfülle der dem Dichter zuströmenden Gedanken bedingt war. Welch ein sprachliches Meisterwerk hat dieser junge gottbegnadete Lyriker geschaffen! Zu welcher Höhe hätte er sich bei längerem geistigen Leben entwickeln können! —

Wir haben einen *Idealstil*, geschaffen von einem *Idealdichter*. Gewöhnliche Prosa *kann* und *will* er nicht schreiben; auch seine Briefe zeigen durchweg eine gehobene Diktion. Jede Zeile des Romans atmet Hölderlinschen Geist, zeigt uns den idealistischen Schwärmer,



dessen „metaphysische Natur“[1]) in diese rauhe Wirklichlichkeit nicht paßte.

Eine Entwicklung zeigt sich in der Sprache nicht. Daß der Roman abgesehen von der Sprache besonders in der Handlung und in der Charakterzeichnung manche Mängel aufweist, daß diese aber andererseits wieder in der Natur des Dichters ihren Grund haben, ist bereits bemerkt.

---

[1]) Bartels, Adolf: Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1902. II. Bd. S. 75.

Literaturverzeichnis.

Sämtliche für eine stilistische Untersuchung irgendwie in Betracht kommenden Werke — auch ausländische — hat R. M. Meyer in seiner Stilistik zusammengestellt. — Auch die für das Studium Hölderlins wichtigen Werke brauchen wir nicht anzuführen, da W. Lange in seiner Pathographie Hölderlins (Stuttgart 1909) S. 218—221 ein vollständiges Verzeichnis derselben gibt. Wichtiges ist seit der Zeit nicht mehr erschienen; höchstens wäre auf die von W. Böhm veranstaltete Auswahl von Hölderlins Briefen hinzuweisen (Jena 1910, Eugen Diedrichs) mit einer vorzüglichen Einleitung. —

Im folgenden geben wir ein nach Möglichkeit vollständiges Verzeichnis der bis jetzt erschienenen stilistischen Untersuchungen, soweit dieselben die nhd. Literatur betreffen.

Abraham a Santa Clara:

Lauchert, Friedrich: Zu Abraham a S. Clara. = Alemannia. Zs. für Sprache, Litteratur und Volkskunde des Elsasses, Oberrheins u. Schwabens; hr. von Dr. Ant. Birlinger. XVII. Jahrgang 1889. S. 77—94, 113—119.

Blanckenburg, Curt: Studien über die Sprache A. a. S. C. Ein Beitrag der deutschen Drucksprache im 17. u. 18. Jahrh. Diss. Halle 1897. Einl. Kap. I, II u. III. Als Buch bei Niemeyer, Halle a. S. erschienen.

Bismarck:

Blümner, Hugo: Der bildliche Ausdruck in den Briefen des Fürsten B. = Euphorion 1894 I S. 590—603; 771—787.

d.: Der bildliche Ausdruck in den Reden des Fürsten B. Leipzig 1891.

id.: Der bildliche Audsruck in den Ansprachen d. F. B. = Zs. des allgem. deutsch. Sprachvereins 1895. X. S. 77—87.

Lyon, Otto: Fürst B. und das Fremdwort. Ebenda S. 87—98.

Matthias, Theod.: Zeugnisse der Reden B.'s zu einigen vielerörterten Fragen der deutschen Satzlehre. Ebenda S. 110—120.

Wunderlich, Hermann: Der Abgeordnete v. B. als Redner. Ebenda S. 98—110.

Bürger:

Fries, Albert: Zu B.'s Stil. = Pädagogisches Archiv 49. S. 594—603.

Droste-Hülshoff, A. v.:

Fritze, Richard: Der Anteil Annettes von Dr.-H. an Levin Schückings Werken. Diss. Greifswald 1911.

Gellert:

Handwerck, Hugo: Studien über G.'s Fabelstil. Diss. Marburg 1891.

Richter, R.: Der Stil in den Fabeln bei G. und Lichtwer. Progr. Wien 1908.

George, Stefan:

Baumgarten, Bruno: St. G. Eine stil. Untersuchung. = Preußische Jahrbücher 1907. S. 428 ff.

Görres:

Henrich, Anton: Joseph v. G. Seine Sprache und sein Stil. Diss. Bonn 1907.

Walzel, Oskar. F.: G.'s Stil und seine Ideenwelt. = Euph. X. 1903. S. 792 ff.

Goethe:

Bohner, Th.: Die Negation bei Goethe. Diss. Freiburg 1904.

Boucke, Ewald, A.: Wort und Bedeutung in G.'s Sprache. Berlin 1901.

Brunnhofer, H.: G.'s Bildkraft im Lichte der ethnologischen Sprach- und Mythenvergleichung. Leipzig 1890.

Burdach, Konrad: Die Sprache des jungen Goethe. = Verh. der 37. Versammlung deutscher Phil. u. Schulmänner in Dessau. Leipzig 1885. S. 166—180.

Engel, Eduard: G. Der Mann und das Werk. Berlin 1910. S. 569—578: G.'s Sprache und Stil.

Hehn, Victor: G. und die Sprache der Bibel. = Goethe Jahrbuch 1887 VIII. S. 187—202.

Henkel, Hermann: G. und die Bibel Leipzig 1890.

id.: Das Goethesche Gleichnis. Halle 1886.

Knauth, Paul: G.'s Sprache und Stil im Alter. Leipzig 1894.

Lehmann, A.: G.'s Sprache und ihr Geist. Berlin 1852.

Lücke, Otto: G. und Homer. Progr. Ilfeld 1884.

Lyon, Otto: G.'s Verhältnis zu Klopstock. Leipzig 1882.

Masing, Woldemar: Sprachliche Musik in G.'s Lyrik. = Quellen und Forschungen 108. Straßburg 1910.

Meyer, Richard, M.: Studien zu G.'s Wortgebrauch. = Archiv für das Stud. d. neueren Sprach. 96. S. 1—42.

id.: G.'s Art zu arbeiten. = Goethe-Jahrb. XIV. S. 167 ff.

Morsch, Hans: G. und die griechischen Bühnendichter. = Progr., Kgl. Realschule. Berlin 1888.
Olbrich, Carl: G.'s Sprache und die Antike. Studien zum Einfluß der klass. Sprachen auf G.'s poet. Stil. Leipzig 1891.
Pniower, Otto: Zu G.'s Wortgebrauch. G.-J. 1898 XIX. S. 229—247.
Ritter, Const.: Die Sprachstatistik in Anwendung auf G.'s Prosa. = Euph. X. S. 558 ff.
Saran, Franz: Melodie und Rhythmik der „Zueignung" G.'s. Halle 1903
Schmidt, Erich: Richardson, Rousseau und G. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jh. Jena 1875. Stil in Rousseaus Nouvelle Héloise u. Goethes Werther. S. 244 ff.
Schmidt, Georg: Clavigo. Eine Studie zur Sprache des jungen G. Diss. Jena 1893.
Strasdas, Willibald: Das Fremdwort bei G. bis zu seiner Rückkehr aus Italien. Diss. Freiburg i. Br. 1907.
Waetzholdt, St.: Zwei Goethevorträge: Die Jugendsprache G.'s. G. und die Romantik. 2. Aufl. Berlin 1903.
Weidmann, Joseph: Parallelismus und Antithese in G.'s T. Tasso. Diss. Greifswald 1911.

Gotthelf, Jeremias:

Haller, E.: J. G. Studien zu Erzählungstechnik. Diss. Bern 1906.

Grillparzer:

Küchling, Herm.: Studien zur Sprache des jungen Gr. mit bes. Berücksichtigung der „Ahnfrau". Diss. Leipzig 1900.
Tomanetz, Karl: Stud. zur Syntax in Gr.'s Prosa. Progr. Wien 1894.

Grün, Anastasius:

Gottlieb, A.: Der bildliche Ausdruck bei A. Gr. Progr. Elbogen 1910.

Günther:

Volkmann, Felix: Joh. Chr. G. im Rahmen seiner Zeit. Sein Stil und seine Technik. Diss. Bern 1907.

Haller:

Horák: Die Entwicklung der Sprache H.'s. Progr. Bielitz 1890.
Käslin, Hans: A. v. H.'s Sprache in ihrer Entwicklung dargestellt. Diss. Freiburg 1892.
Zagajewski, Karl: A. v. H.'s Dichtersprache. = Quellen und Forschungen. Heft 105. Straßburg 1909.

Hebbel:

Schmidt, H.: Der steigernde Stil in der Tragödie Fr. H.'s. Diss. Leipzig 1910.

Wagner, Albert, Malte: Das Drama Fr. H.'s, eine Stilbetrachtung zur Kenntnis des Dichters und seiner Kunst. Leipzig 1911.

Wallberg, Edgar: H.'s Stil in seinen ersten Tragödien Judith und Genoveva. Berlin 1909.

Hebel:

Willomitzer, Franz: Die Sprache und die Technik der Darstellung in J. P. Hebels rheinländischem Hausfreund. Progr. Wien 1891.

Heine:

Ebert, Max: Der Stil der H.'schen Jugendprosa. Diss. Berlin 1903.

Elster, Ernst: Die Darstellungsmittel in Heines Jugendgedichten. = Dtsch. Lit. d. 18. u. 19. Jh. in Neudrucken, hr. von Bernh. Seuffert 27. Einleitung S. LXX—CIV.

Selig, Max: Die dichterische Sprache in H.'s Buch der Lieder. Diss. Halle 1891.

Südel, Wilhelm: Heine's Einfluß auf Scheffel's Dichtungen. Diss. Leipzig 1898.

Herder:

Haussmann, Joh.: Unters. über Sprache und Stil des jungen H. Diss. Wiskonsin. Leipzig 1906.

Längin, Theod.: Die Sprache des jungen H. in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache. Ein Beitrag zur Geschichte der nhd. Schriftsprache. Diss. Freiburg i. Br. 1891.

Naumann, E.: Unters. über H.'s Stil. Progr. Friedr. Wilh. Gymn. Berlin 1884.

Hermes:

Cholevius: Die Verkehrssprache in Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Progr. Königsberg 1873.

Hölderlin:

Vgl. Einleitung.

Jean Paul:

Bayer, Hermann: Die Entwicklung des Epithetons bei J. P. Diss. Greifswald 1911.

Böhme, Lothar: Die Landschaft bei Hölderlin und Jean Paul. Diss. Leipzig 1908.

Keller, Gottfried:

Loehrke, Otto: Die künstlerische Bedeutung des Fremdwortes bei G. K. Diss. Greifswald 1911.

Kleist, H. v.:

Fischer, Ottokar: Mimische Studien zu H. v. Kl. = Euph. XV. 488 ff., 716 ff. XVI. 62 ff., 412 ff.

Fries, Albert: Miszellen zu H. v. Kl. = Stud. z. vgl. Literaturgesch. 1904 IV 282 ff.
id.: Zu H. v. Kl.'s Stil. = Stud. z. vgl. Literaturgesch. 1904. IV 440 ff.
id.: Stilistische und vergleichende Forschungen zu H. v. Kl. mit Proben angewandter Aesthetik. Berlin 1908. Vgl. Literaturblatt f. rom. u. germ. Phil. 1908. 401 f.
Minde-Pouet, Georg: H. v. Kl. Seine Sprache und sein Stil. Weimar 1897.
Minor, Jakob: Zum Stil der Kleistischen Erzählungen. = Euph. I. 585 ff.
Senger, Joach., Henry: Der bildliche Ausdruck in den Werken H. v. Kl.'s. = „Teutonia", Arbeiten zur germ. Philologie, hr. von W. Uhl. VIII. Leipzig 1909.
Weißenfels, Rich.: Über französische und antike Elemente im Stile H. v. Kl.'s. Braunschweig 1888.

Klinger:

Philipp, Rich.: Beiträge zur Kenntnis von Kl.'s Sprache und Stil in seinen Jugenddramen. Diss. Freiburg i. Br. 1909.

Klopstock:

Munker, Franz: Über einige Vorbilder für Kl.'s Dichtungen. = Sitzungsber. der Kgl. bayr. Akad. d. Wiss. 1906.
Würfl, Christoph: Über Kl.'s poetische Sprache mit bes. Berücksichtigung ihres Wortreichtums. = Herrigs Archiv 1880. Bd. 64, 271 ff., Bd. 65, 251 ff.,

Lenau:

Greven, Eugen: Die Naturschilderung in den Dichterwerken von N. L. Diss. Würzburg 1909. Als Buch 1910 ersch.

Lenz:

Pfütze, Curt: Die Sprache in J. M. R. Lenzens Dramen. Diss. Leipzig. Braunschweig 1890.

Lessing:

Cosack, W.: Bild und Gleichnis in ihrer Bedeutung für L.'s Stil. Progr. Danzig 1869.
Immisch, Otto: Beiträge zur Beurteilung der stil. Kunst in L.'s Prosa, insonderheit der Streitschriften. = Jahrb. für. Phil. und Paedag. II. Abt. 33. Leipzig 1887. S. 331 ff., 393 ff
Lehmann, Aug.: Forschungen über L.'s Sprache. Braunschweig 1875. Vgl. die Rezension durch Erich Schmidt: Anzeiger für deutsches Altertum u. deutsche Lit., hr. v. El. Steinmeyer 1876 II. S. 38—79.

Schmidt, Erich: Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 3. Aufl. Berlin 1909. II. Bd. S. 530—586.
Waldberg, Max v.: Studien zu L.'s Stil in der Hamb. Dram. Berlin 1882.

Luther:

Pietsch, Paul: M. Luther und die hochdeutsche Schriftsprache. Breslau 1883.
Rinn, Heinrich: Bild und Gleichnis in L.'s Briefen. = Zs. f. d. deutsch. Unterricht IX. S. 476—486.
Wetzel, J. Fr.: Die Sprache L.'s in seiner Bibel-Übersetzung dargestellt und erläutert. Stuttgart 1861.

Matthisson:

Weiß, Rudolf: Über M.'s Gedichte, mit besonderer Berücksichtigung der Sprache und des bildlichen Ausdruckes. Progr. Komotau 1895.

Nietzsche:

Riehl, Alois: Fr. N. 4. Aufl. Stuttgart 1901. = Frommans Klassiker der Philosophie VI. S. 33 ff. N. als Sprachkünstler.

Novalis:

Huber, A.. Studien zu Novalis. = Euph. Ergänzungsh. 4. 1899. S. 99 ff.

Romantik:

Petrich, Hermann: Drei Kapitel vom romantischen Stil. Leipzig 1878. I. Die Bildlichkeit. II. Der Archaismus. III. Die Mystik des rom. Stils.

Rosegger:

Sütterlin, L.: Sprache und Stil in R.'s Waldschulmeister. = Zs. für d. Mundarten 1906. S. 35—63 u. 97—119.

Schiller:

Boxberger, R.: Die Sprache der Bibel in Sch.'s „Räubern". Progr. Erfurt 1867.
id.: Die Sprache Klopstocks in den „Räubern". = Neue Jahrb. für Phil. und Paed. II. Abt. Leipzig 1868. Bd. 98. S. 87 ff.
Küsel, E.: Über Sch.'s Gleichnisse. = Herrigs Arch. 1874. 53. S. 214 ff.
Rump, H.: Der bildliche Ausdruck in den Dramen Sch.'s. Progr. Radautz 1895.
Schlurik, Joh.: Sch. und die Bibel. Progr. Leipzig 1895.
Stickelberger, H.: Parallelstellen bei Sch. Progr. Burgdorf 1893.

1. Schlesische Dichterschule:

Heilborn, Ernst: Der Wortschatz der sog. ersten schl. D. in Wortbildung und Wortzusammensetzung. Diss. Berlin 1890.

Stifter:

Bertram, Ernst: Studien zu A. St.'s Novellentechnik. = Schriften der lit. Ges., hr. von Berth. Litzmann, III. Dortmund 1907.

Hüller, Franz: Ein Beitrag zu A. v. St.'s Stil. = Euph. XVI. S. 136 ff., S. 460 ff.

Wagner:

Fries, Albert: Aus meiner stilistischen Studienmappe. I. Heinr. v. Treitschkes Stil. II. Rich. Wagners Stil in Vers und Prosa. Berlin 1910.

Wolzogen, Hans v.: Die Sprache in Rich. Wagners Dichtungen. Leipzig 1878.

Werner:

Degenhart, F.: Studien über Z. W.'s Stil. Progr. Eichstädt 1907.

Wieland:

Biach, Adolf: Biblische Sprache und bibl. Motive in W.'s „Oberon". Progr. Brüx 1897 (auch separ. erschienen).

Calvör, Wilhelm: Der metaphorische Ausdruck des jungen Wieland. Eine Studie zur Geschichte des poetischen Sprachgebrauchs im 18. Jahrh. Diss. Göttingen 1906.

Ideler, Rud.: Zur Sprache W.'s. Sprachliche Untersuchungen im Anschluß an W.'s Übersetzung der Briefe Ciceros. Berlin 1908. Vgl. Zs. f. d. Alt. u. Lit. 51. S. 241 f.

Thalmayr, F.: Über W.'s Klassicität, Sprache und Stil. Progr. Pilsen 1894.

Friedrich Wilhelm:

Hummrich, Hermann: Zur Sprache König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Diss. Greifswald 1910.

Lebenslauf.

Am 1. März 1887 wurde ich, Joseph Jakob Johannes Schwetje, als Sohn des damaligen Landwirts, jetzigen Gasthofbesitzers in Hildesheim, Joseph Schwetje und seiner † Ehefrau Maria, geb. Vollmer, zu Neuhof bei Hildesheim geboren. Ich bin preußischer Staatsangehöriger und katholischer Konfession. Mein Wohnort ist Hildesheim. Ich besuchte zunächst die Volksschule meines Heimatsdorfes und nach der Übersiedelung meiner Eltern nach Hildesheim die dortige Zentral-Knabenschule. Meine weitere Ausbildung erhielt ich seit Ostern 1898 auf dem Gymnasium Josephinum zu Hildesheim, das ich Ostern 1908 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Während meiner Gymnasialzeit war mir vor allem Herr Professor Konrad Ernst ein väterlicher Freund und Berater. Ich widmete mich dem Studium der Germanistik, der Geschichte und der klassischen Philologie zunächst ein Semester in Freiburg i. Br., dann zwei Semester in München. Seit Michaelis 1909 bin ich an der Königlichen Universität Greifswald immatrikuliert.

Meine akademischen Lehrer waren die Herren Professoren und Dozenten:

Finke, Kluge, Pfeilschifter, Schmalz, Übinger in **Freiburg;**

Brentano, Friedrich, v. Heigel, Kutscher, v. d. Leyen, Muncker, Otto, Paul, v. Pöhlmann, Schermann, Schneider, Simonsfeld in **München;**

Bernheim, Ehrismann, Friederichsen, Heuckenkamp, Hosius, Mewaldt, Otto, Rehmke, Schmekel, Schöne, Semrau, Ulmann, Zupitza in **Greifswald.**

Ihnen allen, wie den Lehrern des Gymnasiums schulde ich ehrerbietigen Dank für meine wissenschaftliche Ausbildung, ebenso der Verwaltung der Königlichen Landesbibliothek in Stuttgart und der Stadtbibliothek in Homburg v. d. H. für freundliche Zusendung von Hölderlins handschriftlichem Nachlaß. Vor allem aber drängt es mich, auch an dieser Stelle meinem verehrten Lehrer Herrn Professor Dr. Ehrismann für die reiche Förderung meiner Studien, die ich durch seine Vorlesungen und Seminarübungen erfahren, meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Ihm verdanke ich die Anregung zu vorliegender Arbeit, und er hat mich während der Ausarbeitung stets mit seinem Rate in liebenswürdiger Weise unterstützt.